Tabu Tod

Daniel Krämer

Daniel Krämer

Tabu Tod

Neuauflage 2022 als E-Book © Daniel Krämer

Tabu Tod

Wie der Kampf gegen den Tod unsere
notwendende Entwicklung behindert

In tiefer Dankbarkeit
an meinen Opa und Schwiegerpapa,
an die Stille, das Leben,
die unendlich überfliessende Leere
und an den verkannten Tod.

Inhaltsverzeichnis

Tabu Tod 11

Leben und Tod 21

Der psychische Tod 29

Die Historie der Bestattungsrituale 45

Der Tod in den Kulturen und Mythen 57

Das Christentum, Jesus und die Seele 63

Vom Matriarchat zum Patriarchat 79

Die Verdammnis und die Erlösung 91

Der Einfluss der Medizin ab dem Mittelalter 111

Die Sozialversicherung unter Otto von Bismarck 123

Unsere Bestattungskultur 137

Der Tod gehört zum Fluss des Lebens 143

Die Paradigmen 157

Der Tod und die Transzendenz 161

Sterben um zu leben 173

Bibliografie 187

Prolog

Der Kampf gegen den Tod gleicht einer kulturellen Hypnose, die zur vollständigen Abspaltung des Todes aus unserem Bewusstsein geführt hat und so die notwendende Entwicklung vehement behindert.

Der gewohnheitsmässige Kampf gegen den physischen Tod verdrängt die Bedeutung des psychischen Todes. Das 'Stirb-und-Werde', der universale Entwicklungsprozess des Menschseins, ist aus unserem Bewusstsein verdrängt. Der Tod wird so ausschließlich als Feind gesehen, statt als Freund und natürlicher Bestandteil des gesamten Lebenszyklus, um Überholtes aufzulösen und Neues entstehen zu lassen.

In allen Lebensbereichen haben wir uns zwischenzeitlich der Intensivstation verschrieben, damit nur ja der Tod vor der Tür bleibt. Unser Fokus ist beherrscht von Rettungsaktionen für das Alte, statt die Blüte des Lebens zu entfalten. In diesem Bewusstsein verliert das Leben zwangsläufig seine Kraft und Lebendigkeit, die natürliche Entwicklung stagniert. Ein Perspektivenwechsel gelingt erst über die Reintegration des Todes in unser Bewusstsein.

Hier wird zum ersten Mal der Zusammenhang beider Dimensionen aufgezeigt und die Aspekte, die den Kampf gegen den Tod über Jahrhunderte hinweg haben entstehen lassen, primär seitens der Religionen und der Medizin sowie die Sicht der Mythologien und der Spiritualität.

Tabu Tod

Wie Dornröschen sehen wir uns heute konfrontiert mit dem Überlebenstrieb des Bedrohten, dem Festhalten des Überholten und schließlich dem, wenn auch unfreiwilligen, Loslassen. Der geschäftige Versuch den Tod zu vereiteln, misslingt in diesem Märchen nur deshalb nicht, weil er von der guten Fee in einen hundertjährigen Schlaf umgewandelt werden konnte.

Der akribische Widerstand gegen den Tod blühte in unserer Kultur etwa zur Zeit der Entstehung dieses Märchens auf und ist ein offensichtlicher Ausdruck unserer heutigen Gesellschaft, der in allen Lebensbereichen Wandel und Entwicklung verhindert.

Der Tod, natürlicher Bestandteil des Lebens, ist zum erklärten Gegner des Menschen geworden, dessen Verdrängung in einem absurden Kampfspektakel betrieben wird. Mit den fragwürdigsten Ausprägungen zeigt dies sich in unserem Umgang mit der Endlichkeit des menschlichen Körpers selbst. Zwischenzeitlich haben wir ihn fast gänzlich vom natürlichen Tod beraubt und einem medizintechnischen Tod in die Hand gegeben. Als könnten wir tatsächlich wider alle Natur des Lebens unsere vermeintliche Omnipotenz auch noch in der Vernichtung des Todes beweisen. Und vor allem, uns dafür feiern.

Der Applaus jedoch fällt zunehmend keineswegs in den erträumten Dimensionen aus. Anders der Verlust, den wir durch diese Hybris auszutragen haben. Nicht nur in Form einer beispiellosen Degeneration im Umgang mit dem Tod, sie reicht weit über die Auflösung unserer Trauerkultur hinaus. In einer kulturellen Hypnose, die den

Kampf gegen den Tod zu ihrem höchsten Ziel erklärt hat, ist erst recht kein Platz vorgesehen für Emotionen wie Trauer und Schmerz.

Der Tod, in vielen Kulturen auch heute noch essentielles Lebensprinzip, ist dank größter Anstrengungen zwischenzeitlich fast vollständig aus unserem Leben gewichen. Dieser äußere Prozess wird von einem inneren begleitet, der den Tod zunehmend aus unserem Bewusstsein löst. Dadurch haben wir die Wahrnehmung und Bedeutung eines vollständigen Lebenszyklus verloren. Dass der Tod ein vollkommen natürlicher, ja notwendiger Bestandteil allen Lebens ist, ist uns fremd geworden, scheint uns unwirklich und unwahr. Dass Leben ohne den Tod nicht existieren kann, hört sich für uns wie ein ketzerisches Pamphlet an. Desto bedrohlicher wirkt er auf uns und desto vehementer ist auf breiter Front unser Kampf gegen ihn. Nicht nur auf der Ebene unseres menschlichen Körpers. Die Parallelen sind auf allen Ebenen unseres Seins sichtbar, in unserer Gesellschaft und in unserer Wirtschaft.

Überall haben wir uns mit aller Vehemenz der Intensivstation verschrieben. Für sie und nicht mehr für ein erfülltes Leben vor, oder auch nach dem Tod, betreiben wir einen verschwenderischen Aufwand. Die Zeitungen, das Fernsehen, alle Medien berichten permanent an erster Stelle von unserer Verliebtheit mit der Intensivstation. Es ist das verbreitetste Drama aller Zeiten, das da in endloser Folge vor unseren Augen abläuft und in das wir ausnahmslos alle verwickelt sind. Dem extremsten technischen Hype, der teuersten und aufwändigsten Rettungs-

aktion haben wir alle unsere Sinne verschrieben, schlägt unser ganzes Herz, stehen alle Türen offen, damit nur ja die allerletzte Tür geschlossen bleibt. Allerorten werden Rezepte diskutiert und präsentiert, die eine Rettung des Status Quo reklamieren und gleichzeitig ein erbittertes Gefecht gegen den Tod und gegen das Sterben führen.

Gewinner und Verlierer stehen bei diesem Kampf von Anfang an fest, auch wenn wir das geflissentlich verdrängen und Augen und Ohren davor fest verschliessen. Man will vom Tod nichts hören oder sehen, klagte der Philosoph Ernst Bloch kurz vor seinem eigenen Tod. Eine Doktrin, die sich in unserer Kultur primär mit der Entwicklung der Technik, auch und gerade in der Medizin, mehr und mehr gefestigt hat und heute als unverrückbare Wahrheit in unseren Köpfen herumspukt.

Der Dynamik des natürlichen Evolutionsprozesses steht so die Widerstandsfähigkeit fest verankerter Institutionen und zwischenzeitlich tief in unserer Kollektivmentalität eingeschliffener Reaktionsmuster entgegen. Die Schlüsselbegriffe des Lebens aber sind Hierarchie, die alle Teile zu ihrem perfekten Zusammenspiel ordnet, Rhythmus und Zyklus. Alles ist einem zyklisch alternierenden Rhythmus unterworfen und durch die duale, polare Natur des Universums vorgegeben. Durch die fortschreitende Entfernung vom Tod, werden wir nicht lebendiger, pulsiert das Leben nicht stärker, im Gegenteil, die Ereignisse werden schmerzhafter und bedrohlicher. Der Tropf macht nicht das möglich, was der Tod möglich macht. Unsere Rettung liegt nicht in der Rettung. Für unsere Rettung gilt es, uns wieder mit der Ganzheit des

Lebens anzufreunden. In das pralle Leben einzutauchen, das die Lebenszyklen, die beständige Veränderung und schließlich auch den Tod mit umfasst. Die Fragmentierung des vermeintlich ewig Jungen, des ewig unveränderlich Beständigen, des idealisierten unbesiegbaren Heros zu überschreiten, aus der engen Höhle unserer Lebenssicht herauszutreten in das weite Land der vielfältigsten Facetten des Lebens, die gleichermassen ausdrucksstärkste Blüte wie verschlingender Untergang sind.

Das Zauberwort für die Lösung unserer festsitzenden Krise heisst Versöhnung mit dem Tod. Den Tod nicht mehr als ultimative Vernichtung aufzufassen, die es mit allem erdenklichen Aufwand zu bekämpfen gilt. Haben wir dabei lediglich den Kampf gegen den physischen Tod im Visier, entgeht uns die psychische Dimension, deren Bedeutung eine noch größere Rolle für unsere Situation hat und um die es hier im Wesentlichen geht.

In unseren Köpfen verbinden wir zwischenzeitlich nur noch vermeintlich negative Aspekte mit dem Tod: Vernichtung, Niederlage, Schwäche. Die Lebenszyklen reduziert auf Entstehen, Wachstum und Fortbestand. Dass zum Gesamtbild auch Degeneration, Sterben und Tod gehören, wird vollständig ausgeklammert. Dass wir die Entfaltungsmöglichkeiten des Lebens dadurch begrenzen, bleibt ebenso massenhaft ungesehen. In der Kirche des Fortschritts, die heimliche Pseudoreligion unserer Kultur, ist nur noch das gültig, was mit der Imprimatur des wissenschaftlichen Beweises versehen ist. Dem wissenschaftlichen Prestige wird sein ursprünglicher Geist geopfert, pervertiert in das Dogma der Allmachts-

fantasien. Dennoch scheint etwas in uns allmählich wieder zu begreifen, dass die westliche Wissenschaft mit ihren ablehnenden und teils herablassenden Urteilen über uralte Gedankensysteme und ursprünglichem Wissen alter und traditioneller Kulturen vielleicht doch etwas voreilig war.

Unser normales Wachbewusstsein, das rationale Bewusstsein, wie wir es nennen, ist nur eine von mehreren Arten des Bewusstseins. Darum herum, abgeteilt nur wie durch eine dünne Scheidewand, liegen weitere potenzielle Formen von Bewusstsein, die ganz andersartig sind. ... Keine Betrachtung des Universums in seiner Gesamtheit, die diese anderen Formen außer Acht lässt, kann abschließend sein. Wie wir sie genauer betrachten können, das ist die Frage. ... In jedem Fall verbieten sie uns, unsere Betrachtung der Realität vorzeitig abzuschließen.

William James

Über alle Kulturen, Traditionen und auch Religionen hinweg betonen die Mythologien den universalen Charakter und die zentrale Bedeutung der Erfahrung von Sterben, Tod und Wiedergeburt als Ausdruck unserer psychischen Entwicklung. Viele unheilbar Erkrankte berichten davon, dass sie erst der zerfressende Krebs gelehrt habe richtig zu leben. Ihre Krankheit hatte sie physisch zerstört aber psychisch heil gemacht. Sie setzten ihre Prioritäten neu und begannen, die Bagatellen in ihrem Leben zu bagatellisieren. Martin Heidegger sprach von zwei Seinsweisen: Der Alltags-Seinsweise und der ontologischen Seinsweise. In der Alltags-Seinsweise sind wir gefangen und abgelenkt

von den vielfältigsten materiellen Dingen um uns herum. Wir sind voller Verwunderung darüber, wie die Dinge in der Welt sind.

In der ontologischen Seinsweise sind wir auf das Sein an sich konzentriert. Wir sind voller Verwunderung darüber, dass die Dinge in der Welt sind. Leben wir in der ontologischen Seinsweise, im Reich jenseits alltäglicher Belange, sind wir in einem Zustand besonderer Bereitschaft für persönliche Veränderung. Grenzerfahrungen besonders mit dem eigenen Tod sind der Katalysator zum Wechsel der Sicht- und Seinsweise. Aber auch ein schmerzlicher Verlust wie der Tod naher Angehöriger oder des Lebenspartners kann die Perspektiven dramatisch und nachhaltig verändern. Nach einer Studie über den Verlust durch Tod, kehren rund ein Drittel der verwitweten Eheleute nach der Trauerphase nicht einfach auf das vorherige Funktionsniveau zurück, sondern erlangten eine zuvor nicht gekannte Reife und Weisheit. Die Hingabe an den Prozess des Stirb-und-Werde, Sterben um neu geboren zu werden, scheint ein essentieller Bestandteil des bewussten Menschenlebens zu sein, ohne den wir nur einen Bruchteil unseres Selbst verwirklichen können. Oder, um es mit den Worten von Johann Wolfgang von Goethe auszudrücken, „solange du das nicht hast, dieses Stirb-und-Werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde".

In nahezu allen Mythen führt der dramatische Weg dorthin durch ein dunkles Tal, häufig sogar in das Totenreich, um nach Überwindung herausfordernder, unlösbar erscheinender Hindernisse, mit übernatürlichen Kräften begabt auf die Erde zurückzukehren. Verjüngt oder

gar unsterblich geworden, durch die Erfahrung des Vernichtetwerdens, zeigt sich das Leben aus einer völlig verwandelten Perspektive.

Leo Tolstoi erzählt in „Der Tod des Iwan Iljitsch“, von einem armseligen Bürokrat in Todesqualen, der am Ende seines Lebens eine plötzliche Einsicht hat: Er erkennt, dass er so elend stirbt, weil er so elend gelebt hat. Diese Einsicht führt zu einer umfassenden persönlichen Veränderung, und seine letzten Tage sind von soviel Frieden und Harmonie erfüllt, wie er sie zuvor in seinem ganzem Leben nicht erfahren hat.

Beschönigungen sind den Mythologien offensichtlich fremd. Auch in ihnen hat die Angst, die uns zur Abspaltung des Todes führt, ihren Grund. Bevor neues Land betreten werden kann, verschlingt und vernichtet der Tod jegliche bisherigen Sicherheiten, liebgewonnenen Strukturen und heroischen Identitäten. Jedoch, und dieser Hinweis scheint wichtig, jeder, der diesen Transformationsprozess selbst durchlebt hat, weiß, den Mythen sind nicht nur Beschönigungen fremd, auch leere, haltlose Versprechungen kommen ihnen nicht über die Lippen. Wer das andere Ende des Tunnels erreicht hat, wer als Phönix aus der Asche gestiegen ist, bezeugt ohne Einschränkung, dass das Loch, in das er voll Verzweiflung gefallen war, zur Quelle frischester Lebenskraft wurde. Um den Tempel, das innere Reich, betreten zu können, müssen erst alle Hindernisse der äußeren Welt überwunden sein.

Kämpfe zwischen den Kräften des Lichts und der Dun-

kelheit sind bei den Ägyptern deshalb auch nur an den Außenwänden ihrer Tempel zu finden. Alle früheren Verhaftungen an das Bestehende und die kräftezehrende Auflehnung an den doch nicht aufzuhaltenden Wandel, erscheinen im Rückblick wie ein sonderbarer, schlechter Scherz, der den Tod nicht verhindern konnte, aber das fruchtbare neue Land immer wieder hinausgezögert hatte. Die Schlange kann ohne Häutung nicht überleben, so Friedrich Nietzsche. Oder frei nach Leonardo da Vinci: „Ich glaubte zu sterben, aber es war nur die Vorbereitung auf das Leben".

Ein Mönch kam zu seinem Meister und erzählte ihm von seinen Erlebnissen. „Im Himalaja traf ich einen weisen alten Mann, der in die Zukunft sehen kann. Diese Kunst lehrt er auch seinen Schülern", sprach er voll Begeisterung. „Das kann jeder", antwortete sein Meister ruhig. „Mein Weg ist viel schwieriger." „Tatsächlich?" fragte der junge Mönch, „wie ist Euer Weg, Meister?" „Ich bringe den Menschen bei, die Gegenwart zu sehen."

Ein Blick auf unseren Alltag zeigt, dass wir ständig und überall mit einem einzigen Thema beschäftigt sind. Nein, nicht mit Sex. Mit dem Kampf gegen den Tod. Selbst Sigmund Freud hat im Lauf seines Lebenswerks seine Auffassung in diesem Sinne verändert. Was seine Anhänger bis heute größtenteils ablehnen und C. G. Jung sich sogar veranlasst sah, eine Art versöhnlichen Brückenschlag dafür zu finden. Gleichwohl kommen Gedanken an den Tod oft in sexueller Verkleidung daher. Sex ist der große Todesneutralisierer, die absolute, vitale Antithese zum Tod. Zahlreiche Menschen, die einer tödlichen Be-

drohung ausgesetzt sind, werden plötzlich von alles beherrschenden sexuellen Vorstellungen heimgesucht. Mehrere Studien dokumentieren die gesteigerte sexuelle Erfüllung bei Krebspatienten. Der französische Ausdruck für Orgasmus, 'la petite mort', der kleine Tod, bezeichnet den orgasmischen Verlust des Selbst, der den Schmerz des Getrenntseins beseitigt. Die 'Engelserektion' mancher männlicher Verstorbener deutet auf eine erregende Verschmelzung mit dem Tod hin, mit der Ganzheit des Lebens, ja des Seins.

Leben und Tod

Mit dem Kampf gegen den Tod war anfänglich wohl die Illusion eines schnellen, urplötzlichen und leichten Todes verbunden, wenn er dann doch eines Tages zugreifen sollte. Aber er hat das Sterben nicht wie erhofft erleichtert, er hat es um vieles schwerer gemacht und in eine quälende Länge gezogen. Wandel, lebens-not-wendiger Wandel, will uns jetzt nicht mehr gelingen. Die Fähigkeit Überholtes loszulassen, ist verdrängt durch Festhalten und Anklammern, so leblos und tot es sich in unseren Händen auch anfühlen mag. Die Möglichkeit überhaupt einer Perspektive nach dem Tod, also nach dem Zusammenbruch der etablierten Einrichtungen, des Status Quo, scheint uns nicht gegeben. Ein Bewusstsein, das den Tod vom natürlichen Lebenszyklus trennt, kann nicht erkennen, dass der Tod der natürliche Wandler im immer währenden Schöpfungsprozess ist, der Neues entstehen lässt, sobald Altes, Überholtes ihm Platz macht.

Westliche Religionen und Wissenschaft haben uns beigebracht, dass unser Leben, die Erde, die Schöpfung, zu einer bestimmten Zeit erfolgt ist. Beide sprechen zwar auch von späteren Veränderungen, die jedoch in einem für uns so unvorstellbaren Zeitraum stattgefunden haben, dass unsere Wahrnehmung sie nicht als beständigen Prozess begreifen kann. In diesem Zusammenhang ist es interessant, auch den Mythos der jungfräulichen Geburt kurz zu streifen. Während Dogmatiker ausdrücklich auf der buchstäblichen Wahrheit der Jungfrauengeburt bestehen, und Naturwissenschaftler sie ebenso heftig bestreiten, kann in der schöpferischen Kosmologie die Jungfrau als Bild für die Gebärende überhaupt, für den Himmel betrachtet werden, der notwendigerweise

unberührten und gleichzeitig vollständigen Matrix der prinzipiellen Ursubstanz. Aus der die Schöpfung in jedem einzelnen Moment erfolgt. In permanenter Bewegung und in vollständigen Zyklen von Entstehen und Vergehen. In jedem Moment, auch jetzt in genau diesem einen Augenblick, geschehen Werden und Vergehen, Zeugung, Wachstum, Reifung, Sterben und Tod in unendlicher Abfolge. In der Natur, in unserem physischen Körper, in unserer Psyche.

Gleichzeitig haben wir die Vorstellung einer materiellen Substanz zu begraben, die als eine unabhängige Realität existiert, auch wenn sich das dazu gehörende materialistische und naturalistische Dogma immer hoch hartnäckig in vielen Köpfen festgesetzt hat. Alles, Materie und selbst Raum und Zeit, erstehen aus Energie. Energie ist kein Ding, sie ist Bewegung. Nicht die vermeintlich feste, beständige Materie ist die Realität, die unserem Universum zu Grunde liegt, sondern Bewegung. Nirgendwo im Universum gibt es etwas Konkretes, Festes, Materielles. Die permanente Bewegung der Energie ist die einzige Realität. In unserer Vorstellung aber besteht die Welt immer noch aus substantiellen Dingen, die sich bewegen. Tatsächlich ist genau das Gegenteil der Fall. An erster Stelle existiert Bewegung. Das Universum ist immateriell, mental und spirituell, so das Fazit von Richard Conn Henry, Professor der Fakultät für Physik und Astronomie an der Johns Hopkins Universität in Baltimore, in seinem jüngsten Artikel über „Das mentale Universum“.

Bewegung erschafft unsere Welt, Licht und Wärme, Wasser und Berge und das Lachen glücklicher Menschen.

In dieser ursprünglichen Bewegung gibt es nichts Konkretes. Es ist Bewegung ohne irgendeine Substanz in ihr. In jeder menschlichen Blutzelle gibt es Tausende von Teilchen. Trotzdem ist eine Blutzelle fast nichts, fünf Millionen passen in einen Stecknadelkopf. Wieviele Teilchen müssen dann in unserem Körper sein? Und in unserem Planeten Erde? Im gesamten Universum? Und jede Substanz ist in ihrem Ursprung kein Ding, sondern bewegte Energie.

Die Kraft des schöpferischen Prinzips, auf dem unser Universum beruht, übersteigt unsere Vorstellung und unser Verständnis. Aber sie lässt uns nachvollziehen, dass das Leben zu früheren Zeiten allgemein als etwas Heiliges angesehen wurde, das von einer Schöpferkraft erschaffen wurde. Auch wenn heute für die meisten das Göttliche keine Rolle mehr spielt und wir statt dessen erwarten, dass das Geheimnis des Lebens von der Wissenschaft erklärt wird.

Spätestens seit Darwin scheint ein göttlicher Schöpfer überflüssig zu sein. Aber der Wandel, der unaufhörliche Schöpfungsprozess, geht in jedem Moment weiter, gleichgültig welche Vorstellung und welches Glaubensgebilde wir darüber stülpen. Da die Energiebewegung, dieses permanente Fliessen, dieser Wandel, paradoxer Weise gleichzeitig im Sekundentakt, wie etwa unser Atemrhythmus, wie in endlos ausgedehntem Turnus, wie beispielsweise die Halbwertszeit eines Atoms, geschieht und damit unseren Verstand weiter überfordert, nehmen wir nur zu gerne den Ausweg über die Vorstellung des ewig Unveränderlichen, des immerwährend Beständigen. Dennoch

scheint unser innerster Kern zu wissen, dass wir damit an der Wahrheit des Lebens vorbeigehen.

Das große Interesse an östlichen Religionen, Mystikern und Philosophen bestätigt diese Vermutung. Heraklits „panta rhei“, alles fliesst, der ewige Wandel des Tao, ausgedrückt durch Yin und Yang und dem I Ging, dem Buch der Wandlungen, „Form ist Leere, Leere ist Form“ des Buddhismus, die Trinität des Hinduismus, Brahma, Vishnu, Shiva, der Erschaffer, der Bewahrer und der Zerstörer, und bei beiden das Rad des Karmas, sie alle sind uns heute geläufig und werden gerne zitiert. Wirklich verinnerlichen aber wollen wir diese Erkenntnisse nicht. Unsere Abwehr gegenüber dem Wandel sucht sich ein zartes Ventil über die Beschäftigung mit östlichen Lehren zum Werden und Vergehen. Aber letztlich sollen sie dort bleiben, wo sie sind, vor der Haustüre, weit weg im Osten, hier bei uns sprechen wir ihnen ihre Gültigkeit ab. Auch wenn sich ihr Rezitieren gut macht, will ihre Erkenntnis sich nicht so recht in unser Bewusstsein setzen.

Revolutionen zum Abbruch verkrusteter Strukturen sind heute denn auch Geschichte. Das Manifest der heutigen Revolutionen ist die erbitterte Verteidigung des Bestehenden. Da sie gegen die Wirklichkeit des Lebens angehen, ist ihr Scheitern zwangsläufig. Gleichzeitig wird ein verlängerter Leidensweg erzeugt.

Statt den Wandel und das Sterben zu begrüßen und nach dem Tod erneuert und mit frischer Kraft im Leben zu stehen, haben wir uns auf ein Siechtum eingeschworen. Immer wieder werden bei dieser Betrachtung die Paral-

lelen zwischen unserem Umgang mit dem Tod des Menschen und dem psychischen Prozess und unserem Umgang mit dem Wandel unserer Welt offensichtlich. Das Sterben, der Tod, überlagert mehr und mehr das Leben. Das Leben pulsiert so nicht mehr aus seiner schöpferischen Fülle, es vegetiert schleichend auf der Intensivstation. Jeder angeschlossene Tropf mehr, jede Reanimation, jede Transplantation, jedes künstliche Austauschmodul, wird frenetisch bejubelt. Die höchstmögliche Errungenschaft liegt nicht im prallen, erfüllten Leben, nein, sie liegt im Landgewinn gegen den Tod. So kahl und unfruchtbar kann die gewonnene Erde gar nicht sein, dass sie uns nicht als wertvolle Eroberung erscheint. Dabei verlieren wir das Leben. Lebendigkeit. Blühen. Vielfalt und Fülle. Genährtsein. Alles Qualitäten, die das Leben in seinem Wesenskern ausmachen. Uns aber wie Fremdworte vorkommen. Etwas, was als stille Sehnsucht im einen oder anderen vielleicht noch klingt, aber von dem wir uns schon lange verabschiedet haben.

Darf der Tod nicht sein, stockt der gesamte Lebensfluss. Diese Blockade verursacht das Chaos, das wir in unserer Welt heute erleben. Die Energie will fliessen, wir aber lassen sie nicht. Wir wollen sie nicht nur in eine bestimmte Richtung kanalisieren, wir wollen sie aufhalten. Bei der Meisterschaft in der Konstruktion wie im Bau von Staudämmen, haben wir es zur Perfektion gebracht. Was wir haben, wird aufgestaut und verteidigt. Wie schal und leblos sich das Aufgestaute zwischenzeitlich zeigt, kümmert uns nicht. Zur perfekten Aufgabenerfüllung gehört der permanente Versuch, gefallenes Laub wieder an den Ast anzukleben.

Und je größer unser Kampf gegen den Tod, desto größer das Chaos. Die Lösung, unsere Lösung, verlangt heute auf allen Ebenen unseres Seins die Reintegration des Todes in unser Bewusstsein. Erst dann werden wir wieder fähig, Sterbendes sterben zu lassen, uns der Vernichtung hinzugeben, die sich schließlich als Quelle frischer Lebenskraft entpuppt und adäquates Neues wachsen lässt. Dabei voreilig das Neue konstruieren und fixieren zu wollen, als vermeintliche Unterstützung für das Loslassen des Alten, führt an der Lösung vorbei. Tief sitzt unser Bedürfnis, Lösungen modellieren zu wollen und zu bestimmen, wie unser Leben morgen aussieht.

Die Qualität, der Zeitgeist, des momentanen Wandels, verlangt jedoch die Hingabe an das Vergehen lassen, wie auch an das Entstehen lassen. Die Aufgabe unseres Kontroll- wie Konstruktionstriebes. Wir betreten nur dann wirklich neues Land, wenn es außerhalb der Vorstellungswelt unseres Bewusstseins liegt. Tatsächlich werden wir heute also gleich zweifach gefordert. Das verbindende Gemeinsame dabei ist die Hingabe. Hingabe, Sterben und Tod, alle drei verkörpern einen Gleichklang. In ihrer ethymologischen Bedeutung schwingt eine verbindende Harmonie. Ihre Erfüllung finden sie im weiblichen Prinzip. Ein weiterer Aspekt, den die Krise von uns fordert. Schließlich bestimmt das männlichen Prinzip unsere Denkhaltung und unseren Umgang mit dem Leben. Darin haben wir jetzt nicht zuletzt dank des Christentums Jahrtausende lange Übung. Offensichtlich werden wir auch von dieser Seite angemahnt, durch Integration des Gegenparts, des weiblichen Prinzips, zur Ganzheit des Lebens vorzudringen, statt in einer Fragmentierung zu

verharren, die außer Chaos, Resignation und Regression nur noch partiell und zufallsgleich Fruchtbares gebären kann.

Der psychische Tod

Nach langem Warten wird einem Königspaar ihre Tochter geboren. Aus Freude darüber lädt der König seine Untertanen zu einem Fest. Die dreizehnte Fee, die nicht eingeladen wurde, belegt die Neugeborene mit einem Fluch, dass sie sich an ihrem fünfzehnten Geburtstag an einer Spindel stechen und daran sterben solle. Eine der zwölf übrigen Feen, die an dem Fest teilnehmen durften, wandelt den Todesfluch in einen hundertjährigen Schlaf um. Trotzdem lässt der König vorsorglich alle Spindeln im Königreich einsammeln und verbrennen. An ihrem fünfzehnten Geburtstag entdeckt die Prinzessin im abgelegenen Turmzimmer eine alte Frau beim Spinnen. Beim Versuch selbst zu spinnen sticht sie sich in den Finger und fällt gemeinsam mit dem gesamten Hofstaat in einen tiefen Schlaf. Jahr um Jahr wird das Schloss mit einer undurchdringlichen Dornenhecke umringt, die sich nach hundert Jahren in Rosen verwandeln. An diesem Tag gelingt es dem Prinzen in den Turm zu gelangen, wo er die Königstochter wach küsst und dann heiratet.

Die Ausladung der dreizehnten Fee findet sich in der nordischen Mythologie im Zusammenhang mit der Todesgöttin Hel und ihrem Vater Loki. Dieser kam eines Tages ungeladen zu einem Festmahl von zwölf Göttern, bei dem dann der Gott des Lichtes und der Freude getötet wurde. Die Angst vor dem Tod hat hier ihre mythologischen Wurzeln, wie auch die Erlösung und Überwindung des Todes durch die Verschmelzung von Mann und Frau, durch die Ganzwerdung des Menschen. Diese Überlieferungen berichten nicht vom körperlichen Tod des Menschen. Sie sprechen von der Notwendigkeit seiner psychischen Verwandlung. Aus dem Schlaf der Unbe-

wusstheit erwachen wir, wenn alte Vorstellungen, insbesondere unserer Identität, sterben und wir durch die Integration unseres Gegenparts ganz, ja heil werden und so in die volle Blüte des Lebens eintreten, unsere Auferstehung feiern. In allen Märchen ist an dieser Transformation die Liebe beteiligt. Die Loslösung vom Intellekt, die Hingabe, das sich Ergeben in eine allumfassendere Weisheit, befreit von der eingeschränkten Sicht unseres Egos.

Die Mythen, die Märchen, die Dichtungen aller Kulturen und Völker weisen uns in ihrer Sprache in tausenderlei Verkleidungen wieder und wieder auf dieses zentrale Thema unseres Lebens hin. Die Schlange muss sich häuten, um zu wachsen. Der Mensch muss sterben, um neu geboren zu werden, um ganz sein zu können. Entsprechend verwenden alle Analogien für die Wiedergeburt auch ein höher stehendes Bild, Wasser wird zu Wein.

Nach Meinung zahlreicher Wissenschaftler reflektiert die Ausladung der dreizehnten Fee auch den Übergang vom Mondkalender, wie er etwa bei den Kelten noch üblich war, zum Sonnenkalender. Die Loslösung vom Zyklus des Mondes ist ein Meilenstein in der Entfremdung des Bewusstseins des Menschen von den natürlichen biologischen Lebensphasen. Diese Verbindung lebt ab diesem Zeitpunkt größtenteils nur noch im Unbewussten fort und ist in uns allen mit die Triebfeder des latenten Interesses für die Themenkomplexe Metaphysik, Naturheilkunde und Spiritualität. Begleitet ist dieser Wechsel mit dem damaligen Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat und seinen weiteren vielfältigen Begleiter-

scheinungen. Jakob Grimm schrieb seine erste Fassung dieses Märchens vor zweihundert Jahren, ein Zeitraum, der von einem beispiellosen technologischen Fortschritt in der westlichen Welt geprägt ist. Exakt gegenläufig degeneriert mit gleicher Vehemenz der Umgang mit dem Tod in allen Industrienationen.

Der Tod ist nicht mehr natürlicher Lebensbestandteil, er wird als lästige mechanische Störung betrachtet, die es mit jedem erdenklichen Aufgebot an technischer Raffinesse zu beheben gilt. Der Tod war für den Menschen schon immer eine Herausforderung und sein Umgang mit ihm hat sich, mit kulturellen Unterscheidungen, durch alle Zeiten hindurch immer wieder verändert. Heute sind Trauer und bewusste Auseinandersetzung einem öffentlichen Kult in Form des erbitterten Kampfes gegen den Tod gewichen.

Tatsächlich hängen beide Entwicklungen eng zusammen und lesen sich wie ein perfektes Drehbuch mit zwei Hauptdarstellern: Der Medizin und den christlichen Kirchen, die sich anfangs noch im Spannungsfeld von der Barmherzigkeit Gottes in der Erlösungsbotschaft Jesus Christus und dem zürnenden, strafenden Gott Moses bewegten.

Aber schon Augustinus arbeitete an der folgenschweren Verschiebung der Kirche mit, den strafenden Gott patriarchaisch diktatorisch für ihre Macht zu instrumentalisieren und dem Mensch die Angst vor dem Tod nicht zu nehmen, sondern bewusst noch zu verstärken. Das christliche Weltbild, selbst voller Spannungen und tiefer innerer

Paradoxe, übertrug seine Widersprüche in geballter Macht auf den Menschen und stiftete Verwirrung statt Erlösung. So wurden die Segnungen einer sich entwickelnden technokratische Medizin, in ihrem Bestreben den Tod zu besiegen, mit offenen Händen angenommen. Es entstand ein Pakt im Kampf gegen den Tod, der vordergründig den Interessen aller Beteiligter entsprach. Durch die Verbannung des Todes in eine unbestimmte Ferne, ergab sich eine willkommene Schonfrist für die Auseinandersetzung mit dem Tod.

Gleichzeitig, und dieser Blickwinkel ist das primäre Anliegen dieses Buchs, haben wir mit der Verdrängung des Todes aus unserer Psyche einen wichtigen, möglicherweise den wichtigsten, Aspekt des Lebens ausgeklammert. Dieses Defizit spüren wir nicht nur bei unserer Hilflosigkeit im Trauerfall uns lieb gewordener Menschen. Besonders der Umgang mit Veränderungen ist uns damit fremd geworden.

In uns ist kein natürliches Gefühl für Wandel mehr zu finden. Dieser ganz natürliche Bestandteil des Lebens, dass Dinge sterben und Dinge neu entstehen, ja dass dieser Prozess permanent, in jedem Augenblick des Lebens erfolgt, scheint für uns nicht mehr zu existieren. Dadurch sind wir zu Automaten an Festhaltern und Bestandsverteidigern geworden, unfähig einen natürlichen Fluss und nötigen Wandel geschehen zu lassen. Unfähig Überholtes sterben zu lassen, damit Platz für Neues geschaffen wird.

Zwischenzeitlich sind wir unfähig, Wandel als einen

schöpferischen und bereichernden Prozess zu erkennen und ihn entsprechend willkommen zu heißen.

Alle Mythen haben dem Menschen die Botschaft gebracht, dass der Tod nicht das Ende, sondern eine Verwandlung ist. Was für das Individuum gilt, gilt auch für ganze Gesellschaften. Unsere ganze Energie geht heute in den Kampf gegen den Tod, den wir in allen Lebensbreichen regelrecht perfektioniert haben. Diese kollektive Hypnose verhindert unsere heute so bitter notwendende Fortentwicklung in Wirtschaft und Gesellschaft.

Dabei war die Gelegenheit zum Wandel selten so groß wie heute. Warum sollte es uns nicht wie dem Prinz im Märchen gelingen, den Kairos, den glücklichen, richtigen Moment beim Schopf zu packen und aus dem Traum aufzuwachen? Den Tod wieder in unser Alltagsbewusstsein zu integrieren, als Basis und Voraussetzung, die heute notwendigen Entwicklungen möglich zu machen.

Aus der Ganzheit heraus braucht es keinen Ruf nach Rezepten, die mit einem fragmentierten Bewusstsein nur Flickwerk sein können. Aus der Ganzheit heraus geschieht der Wandel in seinem natürlichen Fluss. Allein durch unsere Hingabe, durch unser Einverstandensein mit dem immerwährenden Schöpfungsprozess. Dabei gibt es eine heilsame Erfahrung, das Erleben, wie der Tod zeitgleich die Tür für Altes schließt und die Tür für Neues, vorher Undenkbares öffnet. Neues, das den Anforderungen der Zeit tatsächlich entspricht. Leben will den Tod, um ganz, um vollständig zu werden. Leben braucht den Tod, um lebendig sein zu können.

Der Weg des größten Widerstands ist zwar populär geworden, was nicht bedeutet, dass es der beste und hilfreichste Weg für uns ist. Wohl eher das Gegenteil ist der Fall. Die Entwicklung scheint uns so nur noch stärker zu überrollen.

Aber wir können auch aufhören, einfach immer nur ein Echo des Mainstreams zu sein und Möglichkeit jenseits aller Dogmen für uns beanspruchen und eine Tür für fruchtbare Wege öffnen. Damit laden wir Perspektiven in unser Leben ein, die wir sonst nicht hätten finden können. Wie bei unzähligen Generationen vor uns, klopft heute mit allem Nachdruck eine neue Welt bei uns an. Betrachten wir sie aus einem anderen, als dem vertraut gewohnten und vermeintlich einzig richtigen Blickwinkel, entdecken wir, dass unsere Abwehr- und Verhinderungsanstrengungen nicht gerechtfertigt sind. Mit offenen, neugierigen Augen lassen sich Wege jenseits unserer begrenzenden Vorstellungen erkennen.

Zur Situation auf unserer Welt sind heute zahlreiche Heilige Kühe unterwegs, dennoch ist die Art und Weise, wie wir sie erleben, grenzenlos vielfältig. Alle Umstände werden letztlich erst durch unsere Betrachtungsweise gebildet, in unseren Köpfen und in unserer Kultur, unserem individuellen und unserem kollektiven Bewusstsein. Noch bedeutsamer als das Vertrauen in den nächsten Schritt, ist deshalb zunächst die Versöhnung mit unserer Situation, mit allen Zweifeln und Nöten, mit allem Nährenden und Lebendigen darin. Können wir aus ganzem Herzen 'Ja' zum Heute sagen, gelingt uns dies auch für das Morgen. Damit schliessen wir uns wieder dem Lebens-

fluss an, mit all seiner natürlichen Weisheit. Uns dem Leben auf die gleiche Weise hinzugeben, wie das Leben sich uns hingibt. Uns einmal nicht mehr darum zu kümmern, welche Ansichten und Haltungen populär sind, sondern uns dafür zu entscheiden, was wirklich gut für uns ist, was uns mit dem Leben versöhnt und uns in unserem Leben wirklich weiterbringt.

Wollen wir Neues kreieren, gilt es zuerst zu erkennen, wie limitierend alle populären Ansichten über den Status Quo sind. Und zu erkennen, dass wir diese Limitierungen loslassen können. Alleine weil die meisten Ansichten tatsächlich veraltet, überholt und vor allem nicht mehr dienlich sind. Mitsamt dem Irrglauben, dass die besten Zeiten hinter uns liegen. Jetzt ist unsere Zeit! Und wir sind bereit! Treten wir aus aller Panikmache heraus, entdecken wir ein neues Land vor uns, das nicht weniger real ist, als das Gebiet hinter uns.

Die Biologie weiß heute, dass selbst unsere DNA nicht determiniert fixiert ist, sondern veränderbar ist. Nicht nur über eine Einflussnahme durch die Wissenschaft. Wir selbst sind Herrscher auch über unsere ursprünglichsten Zellen. Unsere Wahrnehmung, unsere Annahmen und unsere Gedanken beeinflussen unsere Zellen und können sie verändern. Diese ganz und gar esoterisch anmutenden Thesen werden etwa durch die Forschungsergebnisse des amerikanischen Mediziners und Zellbiologen Bruce H. Lipton untermauert.

Wir haben es in der Hand, uns durch unbewusste Glaubenssätze ein Leben lang steuern zu lassen, oder

unseren eigenen Anspruch auf den Direktionssessel geltend zu machen. Wenn wir es nicht zulassen, haben die Umstände nicht die Kraft uns einzuschränken. Wenn wir das Leben in seiner Gesamtheit zulassen und uns der Tod und das Sterben ebenso willkommen sind, wie mutige neue Schritte in unerforschtes neues Land. Alleine unsere Trennung von der Ganzheit begrenzt unsere Möglichkeiten. Was auch immer gestern oder heute ist und uns nicht rund, nicht optimal vorkommt, das Heute bietet eine prall gefüllte Schatztruhe an Möglichkeiten.

Diese Schatztruhe ist kein abstraktes Konstrukt, sie ist ein natürliches Lebensprinzip, eine aktive Kraft der Schöpfung. Was morgen ist, ist keine Frage von dem, was gestern war, sondern einzig von unserer heutigen Einstellung und unserer heutigen Hingabe an den gesamten Lebensfluss. Wir dürfen das Glück, die Gesundheit, die Fülle des Lebens wirklich mit offenen Händen annehmen. Wir brauchen für nichts aus der Vergangenheit und unserer Vorfahren zu bezahlen. Schuld ist eine Erfindung, die auch nach ewiger Wiederholung nicht an objektiver Wahrheit gewinnt. Aber sich in unserem unbewussten Antrieb festsetzt und uns von dort destruktiv steuert. Ihre eigentliche Aufgabe besteht darin, uns von unserem Schmerz abzulenken.

Wir aber haben das Recht auf unser Glück. Dieses Glück für unser Leben anzunehmen, ist ein Akt der Demut. Überheblichkeit und Anmassung sind blockierende Schuldvorstellungen, nach denen wir für etwas sühnen müssen, was wir gar nicht getan haben. Ebenso anmassend ist die Vorstellung, für andere etwas tragen zu

können und damit andere schwach und klein zu machen. Jeder Mensch verfügt vollständig über die Kraft, sein Päckchen selbständig zu tragen. Unser Glück wird nicht wertvoller, wenn wir es für andere opfern. Im Gegenteil, unser Glück strahlt für andere mit. Die Problematik ist nur, dass die meisten Menschen unter Glück gnadenlose Egobefriedigung verstehen. Erst durch den Tod kann sich das Ego häuten und Glück in seiner Essenz erkannt werden.

Das Leben ist immer mit seiner ganzen Fülle für uns da. Lassen wir den Tod zu, können auch alte Vorstellungen sterben, die uns begrenzt haben und schlicht nicht mehr dienlich sind. Und das Leben kann neu geboren werden, in neuen Facetten und Möglichkeiten.

Viele Menschen sind in den letzten Jahren mit Positivem Denken und Mentaltraining gescheitert. Nicht weil diese Methoden ungenügend sind, im Gegenteil, es sind machtvolle Werkzeuge. Aber im Zwang des Festhaltens, in der Unfähigkeit Altes sterben zu lassen, wurden alte Gedanken lediglich mit neuen überzogen, statt zunächst die Wurzeln des alten Unkrauts sterben zu lassen. Statt die abgestandene Brühe wegzuschütten, waren sie nur akribisch damit beschäftigt, den Topf zu polieren. „Schau scho scheuga“, ein altes chinesisches Sprichwort, willst du Unkraut vernichten, reiß’ zuerst die Wurzeln aus!

Wir stehen heute vor anderen Herausforderungen als frühere Generationen. Keineswegs sind wir deshalb in den heutigen Herausforderungen verlorenen, aber wir müssen etwas verlieren, wir müssen etwas loslassen, die Vorstel-

lung einer Endzeit voll Resignation und Zweifeln. Zumal die Mehrzahl der heute dogmatisierten Katastrophen immer wieder in nur kurzer Zeit schlicht als Phantom entlarvt werden. Frühere Generationen haben diese Herausforderung mit der Entdeckung und Besiedelung von neuem Land bewältigt. Wir haben neues Land in unserem Bewusstsein zu entdecken, indem wir zur Ganzheit des Lebens zurückfinden und dadurch eine neue Fülle in Besitz nehmen dürfen.

Diese Zeit ist ein Geschenk. Es liegt an uns, dieses Geschenk zu erkennen. Und ob wir es annehmen, liegt ebenfalls ganz alleine bei uns. Und schon immer hat zu einem ausgeglichenen Nehmen auch ein Geben gehört. Woraus besteht heute unser Geben? Auch in der Hingabe liegt Geben. Mich der Wirklichkeit und dem Notwendigen hinzugeben, um die Not zu wenden. Anstatt blind für alles zu sein, was außerhalb vom System der eigenen Vorstellung liegt und jeden andersartigen Gedanken, jeden neuen Impuls ignoriert und abwehrt. Anstatt mit verkrusteten Überzeugungen an Überholtem festzuklammern, weil der Tod nur noch als Schreckgespenst wahrgenommen werden kann.

In einem abgelegenen Dorf lebte einmal ein Bauer mit seinem Sohn und ein paar wenigen Pferden für ihren Lebensunterhalt. Eines Tages geschah ein Unglück. Während eines heftigen Sturms trieb es alle Pferde aus ihrem Gatter und sie blieben verschwunden. Die Leute aus dem Dorf kamen zum Bauer und klagten über sein Unglück. Der Bauer aber meinte nur, „Glück oder Unglück, wer kann das schon wissen". Ein paar Tage später kam eines der

Pferde mit einer ganzen Herde von Wildpferden zurück zum Hof des Bauern. Wieder sammelten sich die Leute aus dem ganzen Dorf und diesmal beglückwünschten sie den Bauer für sein Glück. Der aber meinte wieder nur, „Glück oder Unglück, wer kann das schon wissen". Der Sohn des Bauers begann die Wildpferde zu bereiten. Eines der Pferde war so wild, dass es ihn abwarf und er sich ein Bein schlimm brach. Die Leute aus dem Dorf kamen wieder und klagten über das Unglück des Bauern und seines Sohnes. Der Bauer aber meinte wieder nur, „Glück oder Unglück, wer kann das schon wissen". In dieser Zeit hatte ein Krieg begonnen und die Gesandten des Königs ritten über das Land, um junge Soldaten zu rekrutieren. Alle jungen Männer des ganzen Dorfes wurden von ihnen mitgenommen, nur der Sohn des Bauern blieb wegen seinem gebrochenen Bein verschont. Das ganze Dorf sprach vom Glück des Bauern. Dieser aber war immer noch davon überzeugt, dass unsere Beurteilung einer Situation nicht umfassend und tief genug reicht, um Glück oder Unglück wirklich erfassen zu können.

Das Bild, das eine Gesellschaft vom Tod hat, zeigt das Selbstvertrauen ihrer Menschen und besonders ihre tatsächliche Lebendigkeit. Wir werden das an vielen Stellen wiederholt sehen, je mehr der Tod in einer Kultur integriert ist, desto intensiver leben ihre Menschen. Je mehr der Tod verdrängt, tabuisiert, gar bekämpft wird, desto weniger Leben ist spürbar. Der Mensch, der vom Tod nichts wissen will, muss in Extremverhalten flüchten, um sich lebendig zu spüren. Ist mir der permanente Lebenszyklus erst einmal bewusst, dass wortwörtlich in jedem einzelnen Moment die absolute Schöpfung geschieht, ein permanenter Zyklus von Tod und Geburt, wird mir auch

bewusst, welche Wertigkeit und Wichtigkeit jeder einzelne Augenblick und jede einzelne meiner Handlungen hat. In diesem Bewusstsein braucht es keine Regeln von Außen. Mein Verhalten ist dann aus einem inneren Antrieb, aus einer inneren Verschmelzung mit der Ganzheit des Lebens ökologisch (Anm.: „Ökologie“ bedeutet das gesamte Lebenssystem, nicht nur die Umwelt, in deren Kontext wir dieses Wort heute fälschlicherweise zumeist verwenden).

Dank Joseph Campell und anderen Wissenschaftlern der vergleichenden Kulturgeschichte, ist zudem deutlich geworden, dass die Art, wie sich eine Kultur das Leben nach dem Tod vorstellt, sowohl als Belohnung, oder auch als Strafe, deutlich zum Ausdruck bringt, welche Werte ihr im Leben wichtig sind. Auch wenn sich diese These vordergründig nach einer platten Analogie anhört, sie bringt ans Licht, was wir gerne von uns fernhalten.

Der Tod ist eine der wenigen universellen Erfahrungen der menschlichen Existenz. So unausweichlich er ist, so geheimnisvoll ist er für uns. Die unterschiedlichen Vorstellung vom Tod und die damit verbundenen Überzeugungen haben einen tiefen Einfluss auf die psychische Verfassung Sterbender. Dieser Einfluss erreicht uns ebenso, wenn wir Beobachter des Sterbeprozesses werden. Sind wir dabei in dem Bild der Verwundbarkeit und Vergänglichkeit des Menschen als eines biologischen Geschöpfes verhaftet, zwingt uns das Herannahen des Todes in eine tiefgreifende existentielle Krise, die den Sinn der Existenz und aller Werte im Leben in Zweifel zieht. Unvereinbar mit unserer technologischen Gläubigkeit

und Anhäufung von Ersatzwerten, pflegen wir deshalb lieber eine massive Verleugnung und Vernachlässigung aller mit dem Tod zusammenhängenden Fragen.

Nach den Massstäben unserer pragmatischen Philosophie, die Leistung und Erfolg in den Mittelpunkt unseres Lebens stellt, ist der sterbende Mensch, ist alles Sterbende, ein Verlierer im Wettlauf des Lebens. Alter, tödliche Krankheiten und Sterben werden nicht als Teil des Lebensprozesses gesehen, sondern als endgültige Niederlage und schmerzliches Gemahntwerden an die Grenzen unserer Fähigkeit, die Natur und ihren Lauf zu beherrschen.

Im Glanz der Öffentlichkeit bestehen nur Erfolg und Stärke. Niederlagen und Schwäche, schlicht die Rückseite der Medaille, ohne die die Vorderseite nicht sein könnte, sind verpönt und verachtet. Wer gerade mal nicht auf der Sonnenseite des Lebens steht, gehört zu den Loosern. So sehr wir die Sieger bejubeln, so grausam sind wir zu den Verlierern. Nicht beachtend, dass der eine nicht ohne den anderen sein kann, dass der immerwährende Lebenszyklus im nächsten Moment aus dem Sieger den Verlierer machen wird. In seltenen Momenten geht uns dann ein Licht auf und wir erkennen, wie lebensfremd unser Denken ist.

Momente wie beim Suizid des Nationaltorwartes Robert Enke. Die größte Trauerfeier seit Konrad Adenauer. In den Medien mehrere Tage an erster Stelle. Trauerreden voll Weisheit, wie etwa vom niedersächsischen Ministerpräsidenten Christian Wulff: „Die Welt ist nicht im Lot.

Wir brauchen doch keine fehlerfreien Roboter. Wir brauchen Menschen mit Ecken und Kanten und mit allen ihren Schwächen und ihren wunderbaren Eigenschaften“. Zwei Wochen später zog die altbekannte Tagesordnung mit ihrem Ruf nach Robotern wieder ein. Trainer wurden gefeuert, weil sie es einfach nicht mehr gebracht haben. Politiker wurden entlassen, weil sie Fehlentscheidungen getroffen hatten (einer der fragwürdigsten Mechanismen unserer populären Haltungen überhaupt, berücksichtigt man, dass mit Fehlern Lern- und Reifeprozesse verbunden sind, die sich vorteilhaft auf weitere Entscheidungen dieses Menschen auswirken. Offensichtlich lässt mit dieser Praxis die Projektion unserer Schatten heftig grüßen). Ehen wurden geschieden, weil der eine die Kanten und Ecken des anderen satt hatte. In unserem Bewusstsein ist kein Platz für die Ecken und Kanten eines Menschen. Wohl aber eine große, tiefe Sehnsucht nach der Ganzheit des Lebens, die wir erst dann wieder vollständig zulassen können, wenn wir aufhören, den Tod zu verleugnen.

Eine der Hauptmethoden der Todesleugnung ist der Glaube an unsere persönliche Besonderheit, die sich über eine ganze Kultur ausgebreitet hat. Diese Besonderheit wird uns im Christentum durch die Erfindung der Sünde zum Verhängnis. Im Buddhismus dagegen wird sie zum Tor der Befreiung, wenn es dem einzelnen gelingt, ihr Trugbild zu durchschauen. Beides steht nicht im Widerspruch zum Bedürfnis des Menschen nach Transzendenz, zum Bedürfnis, den Sinn und den Logos, das höchste Gesetz, das die Welt zusammenhält, zu erkennen.

Im Weltbild der Dualität kann das Ganze nur dann erkannt werden, wenn die ambivalenten Pole gewürdigt werden. Die Konzentration auf einen Pol, das so tun, als ob der andere erst gar nicht existieren würde, ist wie ein Blick durchs Schlüsselloch statt durch die geöffnete Tür. Aber auch wenn wir die Augen vor ihm verschliessen, er ist da, in jedem Winkel unseres Lebens, in jedem Augenblick, der Tod.

Die Historie der Bestattungsrituale

Noch vor den ersten Höhlenmalereien hat der Mensch vor etwa 40.000 Jahren damit begonnen, Tote zu bestatten und nicht mehr einfach liegen zu lassen oder zu verscharren. Verbunden mit entsprechenden Kulten markiert dieser Zeitpunkt den Beginn einer Bestattungskultur, die an eine jenseitige oder eine Geisterwelt glaubt, zu der der Verstorbene durch die Bestattungsrituale Geleitschutz erhält.

Sie alle sind getragen von anteilnehmendem Mitgefühl und die Sorge um die Wohlfahrt und den weiteren Weg des Toten. Vermutlich war es dann weniger die Angst vor dem Tod und die Auseinandersetzung damit, als die Angst vor dem Toten, den man mit diesem Ahnenkult zu besänftigen versuchte. Die Rituale sollten dem Verstorbenen ebenso auf seiner Reise nach dem Tod dienen, wie als Abwehrritual, um seine Rückkehr zu verhindern.

Heute noch ist diese Vorstellung Anlass unterschiedlichster Rituale bei Naturvölkern. Wir finden Sie auch bei uns, etwa in therapeutischen Richtungen wie im Familienstellen, wo der Einfluss der Verstorbenen auf die Lebenden hauptsächlich auf die Verdrängung der Toten und des Todes beruht. Dort wird offensichtlich, wie das Einschließen des Ausgeschlossenen, das Zulassen und Anerkennen des Todes, zu einer Beruhigung und zu Frieden im System führt. Als Basis, sich von den Ketten an die Vergangenheit zu befreien und um die Gegenwart und Zukunft unbelastet leben und gestalten zu können.

Der Stein, der auf das Grab gewälzt wurde, galt demnach wenigstens gleichermaßen dem Wunsch, ein Andenken

zu setzen oder der Abwehr aasfressender Tiere, auch der elementaren Angst, der Tote könne womöglich zurückkehren und den Hinterbliebenen Schaden zufügen.

Universal wird der Mond, der ewig wachsende und wieder abnehmende „Planet“ mit den Toten und den Vegetationsgöttern in Zusammenhang gebracht. Nach indischer Auffassung ist seine helle Hälfte der Tag, an dem die Ahnen schaffend tätig sind. Ihr Wirken bringt der Erde Fruchtbarkeit. Da die Verstorbenen von der Mondspähre aus am Gedeihen der Felder, der Herden und auch der Menschen mitwirken, ist es für die Nachfahren unerlässlich, sich um sie zu kümmern, sie zu füttern und mit guten Gedanken zu verehren.

Auch die Chinesen wissen um dieses Mysterium. Im Herbst werden die Vorfahren aufwändig gespeist. Sie bekommen Decken, Reiswein und große Bündel „Höllengeld“, die neben den Gräbern verbrannt werden. Nur so werden dann diese Shen-Geister den Acker mit reichen Ernten segnen. In Afrika heißt es, dass die Felder dürr und unfruchtbar und die Lebenden vom Unglück heimgesucht werden, wenn die Manen nicht gefüttert und verehrt werden. Die Römer opferten den Toten im Februar Essen, Wein, Milch und Blut. Bei den Kelten wurde im Novembervollmond das Samain-Totenfest gefeiert, das noch heute als Halloween als typischer Hexenfeiertag gilt.

So war der Tod auch ein Spender der Fruchtbarkeit, auch für das Sozialgefüge der Hinterbliebenen. Gleichzeitig aber bedrohte er, wie auch schwere Verletzungen und Erkankungen, den Zusammenhalt und das Überleben der

ganzen Gruppe. Der polnische Sozialanthropologe Bronislaw Malinowski sah die Rettung der Gruppensolidarität durch die Erhebung eines natürlichen Vorgangs wie dem Tod zum sozialen Ritus. Indem der Tod eines Stammesmitglieds Anlaß zu ausschweifenden Feiern wurde, bot er den Hinterbliebenen die Möglichkeit, ihre Trauer auszudrücken wie auch Trost in der Gemeinschaft zu erhalten.

Heute drücken wir mit unseren Bestattungsfeiern und den zahlreich aufkeimenden Gestaltungsideen vor allem unsere Hilflosigkeit aus. Es ist deutlich spürbar, wie zerbrochen die Verbindung zwischen den Toten und Lebenden, dem Tod und dem Leben, ist. Selbst Pfarrer oder Trauerredner kennen vielfach die Verstorbenen nicht mehr persönlich. In Chemnitz werden 70 Prozent der Bevölkerung anonym bestattet, in Leipzig die Hälfte und in Hamburg ein Viertel.

Vielfach erinnert nicht einmal mehr ein Grabstein diese Toten. Manchmal ist ein kleines Namensschild zu finden, manchmal eine Nummer, manchmal besteht eine vollständige Anonymität. Die Vorherrschaft der ökonomischen Technokratie hat mit der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung die meisten traditionellen Solidaritätsbande über Jahrzehnte hinweg aufgelöst. Spürbar in allen sozialen Lebensbereichen, insbesondere aber beim Thema Tod.

Als Ersatz dienen die unpersönlichen Rituale der industrialisierten Medizin. Sie schaffen ein Surrogat für die vermeintliche Einigkeit der Menschen, die haupt-

sächlich aus Hilflosigkeit besteht. Erst in jüngster Zeit versuchen immer mehr Menschen, aus ihr wieder auszubrechen und wenigstens mit dem physischen Tod wieder einen gesunden Umgang zu finden. Sie durchschauen den Mythos vom immerwährenden Fortschritt als Trugbild, der den Mensch auf ein Modell des Lebens verpflichtet, das den Tod vollständig negiert.

Ob am Tropf oder auf der Intensivstation, unter allen Umständen muss der Zustand mit Leben zu bezeichnen sein und nicht mit Tod. Doch wenn es den Tod nicht mehr gibt, wird es auch schwierig die Trennlinie zu ihm zu ziehen. Unbeholfene ethische Diskussionen werden nötig, weil die natürliche Grenze durch künstliche Grenzen ersetzt wurde, deren Dehnbarkeit allein von der technischen Raffinesse bestimmt wird. Unser Unvermögen, den Tod zuzulassen, weitet sich so in immer neue Dimensionen aus.

In der Geschichte haben sich in allen Kulturen und späteren Religionen unterschiedlichste Bestattungsriten und Vorstellungen vom Tod herausgebildet, wie auch von einem möglichen Leben nach dem Tod. Teilweise waren und sind sie in den einzelnen Kulturen wie Religionen unterschiedlich bis extrem konträr zueinander. Alle zeichnen sich aber durch einen festen Bestandteil des Todes im Leben dieser Völker aus. Der Tod ist ein unvermeidlicher und wesentlicher Aspekt des Lebens. Wie das Leben selbst, gehört er zu den Zyklen der Natur, zum Schöpfungsrhythmus. Dabei ist auch der Mensch selbst Teil des immerwährenden Wandels, des immerwährenden Schöpfungs- und Veränderungsprozesses.

Aufgrund der Vielzahl an Bestattungsfunden billigen eine große Mehrheit der Wissenschaftler bereits dem Neandertaler eine Auseinandersetzung mit Fragen des Jenseits und der Transzendenz zu. Sie waren die ersten, bei denen der Brauch, die Verstorbenen auf Blumen zu betten, belegt ist. Pollenanalysen zeigen eindeutig, dass die Verstorbenen auf ganze Büschel blühender Heilpflanzen wie Schafgarbe, Jakobskräuter, Malven und anderer gebettet wurden. Ringsum war der Boden mit Beifuss bestreut, vermutlich damals schon der Erde geweiht.

Blumen spielen wie immergrünes Laub eine wichtige Rolle in den meisten Totenfesten. Die Pflanzen sind Mittler zwischen den Welten, zwischen Erddunkel und Himmellicht, zwischen Diesseits und Jenseits. Pflanzen haben, wie Goethe es sagt, eine sinnliche wie auch eine übersinnliche Dimension. Was wir Geist und Seele nennen, schwebt frei in ihrer makrokosmischen Natur,

in jener Welt, in der sich auch die verstorbenen Ahnen und auch die Götter aufhalten. Nirgendwo ist die Pflanzenseele der diesseitigen Welt näher als in der prallen Blüte. Das Seelenhafte der Blumen offenbart sich am stärksten in ihren satten Farben, ihrem Duft und auch ihrer Zartheit, wiederum deutlicher Ausdruck ihrer Vergänglichkeit und der Endlichkeit allen Blühens.

Relativ sicheres und vielfältiges Wissen über die Vorstellung und den Umgang mit dem Tod liegt uns von der ägyptischen Kultur vor. Das Ägyptische Totenbuch, entstanden etwa in der Zeit von 2.500 bis 2.000 v. Chr., sollte mit seiner Sammlung von Zaubersprüchen, Beschwörungsformeln und liturgischen Anweisungen, dem Verstorbenen ermöglichen, sein Leben nach dem Tod so zu gestalten, wie er es zu Lebzeiten für richtig gehalten hatte. Es ist die älteste bekannte und ausführliche Dokumentation einer kulturellen Mythologie. Sie zeigt, dass der Tod nicht nur ein wichtiger Teil des alltäglichen Lebens war, mit einer klaren Vorstellung von dem Leben nach dem Tod. Dabei bestehen zahlreiche Parallelen zur Griechischen Mythologie, wie der Opfergaben für das Leben im Jenseits, Bestattungsriten, dem Umgang mit Trauer und der Entwicklung von einem Polytheismus hin zu einem Monotheismus. Mit der Konvertierung zum Islam ab etwa 640 n. Chr. verloren die jahrtausendelangen Praktiken der Ägypter ihre Bedeutung. Um 1200 n. Chr. wurde Kairo schließlich zum Zentrum des muslimischen Widerstandes gegen die christlichen Kreuzzüge.

Das sogenannte Tibetische Totenbuch, wörtlich „Befreiung durch Hören im Zwischenzustand“, ist eine buddhis-

tische Schrift aus dem 8. Jahrhundert. Es beinhaltet die Vorstellung der Reinkarnation und enthält Unterweisungen über den Prozess des Sterbens und die Wiedergeburt sowie die Möglichkeit, diesen Kreislauf zu durchbrechen. Es dokumentiert die bis in die heutige Zeit vermeintlich intensivste Erforschung von Sterben, Tod und Wiedergeburt. Seine Ausführungen werden wegen ihrer teilweisen Ähnlichkeit gerne mit Nahtoderfahrungen verglichen. Und gelten als eine der besten uns vorliegenden Beschreibungen von Sterben und Tod.

Für den Buddhisten ist der Tod der Kulminationspunkt des Lebens. Hat der Mensch bis dahin noch keine Erleuchtung erreicht, kann ihm dies beim Tod gelingen. Eine entsprechende Wichtigkeit hat deshalb die Sterbebegleitung, die den Sterbenden von allen möglichen Ablenkungen des Todes und der Übergangswelten fernhalten soll, um ihn sicher zur Erlösung zu geleiten. Totengeleit durch die Angehörigen oder Nahestehende wird als wichtige Unterstützung für den Verstorbenen gesehen. Er soll sich nicht ans vergangene Leben klammern, nicht als schadenstiftender Wiedergänger zurückkommen und womöglich noch jemand ins Grab nachholen.

Bevor er feierlich zur Grabe getragen wird, im Totenhain in einen Baum gebunden, auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder im Totenschiff ins Meer gestossen wird, wird der Verstorbene noch mit Abschiedsgeschenken bedacht. Meist seine Lieblingssachen, die ebenfalls symbolisch getötet werden, indem sie zerbrochen oder verbrannt werden, damit er sie auf der anderen Seite auch tatsächlich gebrauchen kann. Auch Heilsalbe wurde ihnen in die

Hand gedrückt, damit sie sich im Jenseits heilen konnten. Bei den Germanen zog die Totenfrau den Verstorbenen noch festes Schuhwerk an, damit er den langen Weg möglichst unbeschwert zurücklegen konnte. Noch heute ist dieser Brauch bei den Cowboys erhalten, im Sarg tragen sie ihre besten, wenn nicht gar neue Boots.

Gleichzeitig sollte das Totengeleit den Verstorbenen unterstützen, sich auf seinem Weg ins Licht nicht von Hindernissen, Dämonen und reuigen Gefühlen ablenken lassen. Hat der Mensch seinen letzten Atemzug ausgehaucht, entschlüpft er seiner leiblichen Hülle. Zuerst ist er dabei noch unsicher und unbeholfen. Die Ahnengeister, Engel oder Dämonen, die ihm von der anderen Seite her entgegenkommen und rufen, nimmt er zunächst nur schwach wahr.

Er bedarf der Orientierung und der liebevollen Zuwendung wie als das Kind, das neu in diese Welt geboren wird. Häufig begleitet das Totenweib oder die Leichenwäscherin den Sterbenden beim Gang über die Schwelle. Sie nimmt den Toten in die Arme, streicht ihm liebevoll mit ihrer Hand über die blasse Haut und nimmt ihm mit gutem Zureden die Verwirrung und mögliche Angst. In vielen Gesellschaften ist sie es, die die Klagelieder singt.

Drei Tage lang halten dann die Familie und die besten Freunde die Totenwache. Drei Tage wachen sie mit dem Toten, solange wie dieser bei seinem Körper bleibt. Das Licht der Kerzen, das Totenlicht, der Rauch duftender Kräuter und Harze, Gesänge und frische Blumen bieten dem Verstorbenen Schutz vor hinderlichen Einflüssen in

dieser wichtigen Übergangsphase. Danach schlugen die Kelten, Germanen und viele andere Völker ein Loch in die Wand, durch das sie die Leiche hinaustrugen. Später wurde das Loch wieder abgedichtet, damit der Totengeist nicht wieder hineinfinden konnte.

In der christlich-abendländischen Gesellschaft wurde die Einstellung und der Umgang mit dem Tod deutlich komplizierter. Wenngleich auch hier in frühen Zeiten Tod und Sterben ein selbstverständlicher Bestandteil des Lebens waren. Menschen starben in ihrem alltäglichen Umfeld. Wiederholt wurden sie Zeugen des Sterbens anderer, auch vertrauter Menschen. Neben den engeren sozialen Strukturen der Großfamilien trugen dazu die im Vergleich zu heute ungleich höheren Sterblichkeitsziffern und wesentlich niedrigere Lebenserwartungen bei.

Selbst heute hat in Deutschland ein Neugeborenes eine um über 30 Jahre höhere Lebenserwartung als noch vor einhundert Jahren. Bis ins 5. Jahrhundert lag die Mortalitätsrate recht konstant bei etwas über 20 Lebensjahren. Erst ab dem 18. Jahrhundert stieg sie auf etwa 30 Jahre, um dann kontinuierlich signifikant anzusteigen. Trotz weiterer Verbesserung der medizinischen Versorgung und der gesamten Lebensumstände nimmt die Lebenserwartung in den westlichen Industrienationen seit um 1950 zwar immer noch weiter zu, aber mit deutlich vermindertem Anstieg als in den hundert Jahren davor. Von 1000 Neugeborenen sterben in Deutschland heute im ersten Lebensjahr fünf Kinder, 1970 waren es 23 und vor hundert Jahren starb noch etwa jedes fünfte Kind.

Auch die früher häufigere Konfrontation breiter Bevölkerungsschichten mit tödlichen Bedrohungen durch Seuchen und Hungersnöten, machte den Tod zum alltäg-lichen Begleiter der Menschen. In einer Verflechtung der technischen und wissenschaftlichen Entwicklungen mit einer Veränderung und teilweisen Auflösung eines religiös-spirituellen und rituellen Kontextes, wurde der Tod schließlich mehr und mehr aus dem Bewusstsein der Menschen verdrängt. Dabei sind immer wieder Ähnlich-keiten zu unserem heutigen Status auffällig, einmal in potenzierter, einmal in abgeschwächter Form.

So suchten die Menschen aus Angst vor dem Tod schon vor tausenden von Jahren nach Möglichkeiten die Unsterblichkeit zu erlangen. Die älteste bekannte Pflanze, die gegen den umherschweifenden Tod schützen sollte, kennt die jüdische Volksüberlieferung heute noch als „das Kraut des Lebens“, eine Anleihe aus dem sumerischen Gilgamesch-Epos aus der Zeit 3000 v. Chr. War dies nicht möglich, wollte man wenigstens tiefer in das Geheimnis des Todes eindringen können, um es besser ergründen und sich besser auf ihn vorbereiten zu können. Spuren entsprechender Zaubertränke und ritueller Handlungen finden sich bei allen Völkern weltweit. Darüber sollten Opfergaben die Götter mild und gütig stimmen. War auch der Tod das Unvermeidliche, sollte doch wenigstens das Schicksal gnädig und vorteilhaft sein.

In den meisten Völkern kam den Schamanen die Aufgabe einer Mittlerrolle zwischen diesseitiger und jenseitiger Welt zu. Als wesentliche Elemente ihrer Praxis gelten die Interaktion mit Geistwesen, Trance und veränderte

Bewusstseinszustände sowie das Motiv der Seelenreise. Der Schamane kann sich frei zwischen den Welten bewegen und erlangt dadurch besondere Kenntnisse und Fähigkeiten der Heilung, Weissagung und unterschiedlichste spezifische Kräfte, über die andere Menschen nicht verfügen. So ausgestattet erfüllt er kulturspezifisch eine Mehrzahl von Rollen, vom Lehrer und Heiler über den Wahrsager und Begleiter der Seelen ins Totenreich bis hin zum Zeremonienmeister.

Auch Wurzeln unserer Kultur reichen in den Schamanismus: Die Druiden waren die geistigen und spirituellen Führer der Kelten. Ihnen oblag die Rolle des Lehrers, Mediziners, Naturforschers und Richters. Caesar selbst spricht davon, dass sie die öffentlichen und privaten Opfer ausrichteten und die religiösen Vorschriften interpretierten. Dass sie zudem Kräuterkundler waren und so manchen Geheimtrank zaubern konnten, ist keine Erfindung zeitgenössischer Comicliteratur.

Der Tod in den Kulturen und Mythologien

In den meisten östlichen Kulturen war und ist der Tod auch heute noch das nicht ganz und gar Fremde und Feindliche, das es zu bekämpfen gilt. Erst recht nicht mit einem unlimitierten Aufwand an medizinischer Technik. Eine Trennung zwischen Leben und Tod ist dort unbekannt. Das Bewusstsein ist geprägt von einem ständigen Fliessen. Ohne Anfang, ohne Ende. Das Leben kann es nur geben, weil es den Tod gibt. Der Tod nährt das Leben, das Leben nährt den Tod. Weder das Wort noch das Phänomen Leben könnten existieren, gäbe es keinen Tod. Der Tod macht das Leben immer wieder möglich und uns auch bewusst.

Auch in anderen Kulturkreisen wie in Süd-, Mittel- und Nordamerika. Don Juan, der Yaqui-Schamane ermahnt in seiner Begegnung mit Carlos Castaneda diesen den Tod als Ratgeber zu nutzen. Seine Aufforderung zur Überwindung der eigenen Wichtigkeit, wie auch zur Über windung der Todesfurcht, finden wir ebenso im Zen-Buddhismus. Versetzt der Gedanke an den Tod den Menschen nicht mehr in Panik, kann er als weiser Ratgeber genutzt werden. Das Bewusstsein des Todes kann uns helfen zu unterscheiden, was für unser Leben sinnvoll ist und was unwichtig ist. Und ebenso, wo wir selbstbestimmt und wo wir fremdbestimmt handeln. Er kann uns helfen, zu erkennen, was wir wirklich wollen. Er kann uns helfen, zu erkennen, wer wir wirklich sind! Das in uns möglicherweise etwas lebt, das jenseits von Geburt und Tod besteht und weder im Wasser ertrinken noch im Feuer verbrennen kann.

Nicht einhalten beim Gedanken an den Tod oder das

eigene Leben, das eigene Ich vollkommen zu vergessen, war auch das Geheimnis der Schwertschulen im Zen-Geist. Weil nur so der Kämpfer dem ständigen Fluss der Ereignisse folgen und siegen kann. D. T. Suzuki, Krieger und Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, sagt in seinem Lehrbuch über Bushido entsprechend: „Der notwendigste und unentbehrlichste Gedanke des Samurai ist der an den Tod. Ihn muss er Tag und Nacht, Nacht und Tag, vom Morgendämmern des ersten bis zur letzten Minute des letzten Tages im Jahre sich vor die Seele stellen. Wenn du in dieser Anschauung lebst, dann bist du fähig, deine Pflicht im vollsten Umfang zu erfüllen.

Damit wird nicht nur dieses Leben selbst verlängert, sondern auch deine menschliche Würde erhöht. Bedenke, was für ein gebrechliches Ding das Leben ist, besonders das eines Samurai. Tust du das, so wirst du dazu kommen, jeden Tag deines Lebens als den letzten anzusehen und ihn zur Erfüllung dessen zu nutzen, was dann zu tun ist.

Lass die Vorstellung eines langen Lebens nie Gewalt über dich gewinnen, denn sonst wärst du fähig, in Zerstreuungen aller Art dich selbst zu verlieren und deine Tage mit Schande zu beschliessen.“

Der Samurai respektiert den Tod, weil er sein Leben liebt. Sein Umgang mit dem Tod ist das genaue Gegenteil des Menschen, den Erich Fromm den nekrophilen Charakter nennt. Der das Tote liebt und sich vom Toten angezogen fühlt, vom Leblosen, Mechanischen, Künstlichen. Der Lebendes in Totes verwandelt und kalt mit der Vernichtung anderer spekuliert.

Don Juans Krieger wie die Samurai befassen sich mit ihrem Tod, um ein lebendiges, oder um nochmals in den Worten Fromms zu sprechen, ein produktives Leben führen zu können. Im Angesicht des Todes gibt es für sie keinen Fanatismus oder irrationale Leidenschaften mehr, oder blinde Opfer für sogenannte höhere Zwecke. Der Gedanke an den bevorstehenden Tod hat noch einen weiteren Aspekt. Es gibt keine Zukunft mehr, um die man sich sorgen muss oder auf die man etwas verschieben kann. Er führt den Menschen dazu im Hier und Jetzt zu leben.

Andere Kulturen und Religionen, allen voran das Christentum, waren durch Androhung von Höllenvorstellungen unterschiedlichster Art, bestrebt, den Menschen zu Wohlverhalten im Diesseits zu bewegen. Die Aussicht auf ein paradiesisches Jenseits diente demselben Zweck, das menschliche Verhalten in bestimmte gewünschte Bahnen zu lenken. Die Verkündung eines richtenden und strafenden Gottes blieb Jahrtausende lang konstant.

Noch im Mittelalter wurde bei uns der Tod als Folge einer persönlichen Intervention Gottes aufgefasst. Unser heutiger Kampf gegen den Tod mit dem Wandel und mit dem Verlust aller damit verbundenen Aspekte, verstärkte seine Entwicklung vor etwa fünfhundert Jahren, ausgelöst durch Luthers Reformation und auffallend parallel zur Entwicklung der Technik und der Medizin. Gleichzeitig hat sich die Medizin selbst immer mehr zu einer Technik entwickelt. Und je technischer die Medizin wurde, desto mehr hat sich der Mensch ihr angepasst. Beseelte bio-

logische Lebewesen haben sich in Laboratorien und Maschinen verwandelt, die vermeintlich beliebig zu warten und zu reparieren sind. Mechanisch haben wir die Kompetenz über unseren Körper einem seelenlosen sogenannten Gesundheitssystem übertragen. Dabei sind wir uns selbst so fremd geworden, dass wir vermeintliche Fachleute konsultieren müssen, von denen wir Antworten darauf erwarten, was uns fehlt, was wir brauchen und was uns gut tut.

Schließlich wurde die Begleitung am Sterbebett durch Familienangehörige und nahe stehenden Menschen durch eine automatisierte Medikamentenapplikation im Krankenhaus ersetzt, die Totenwache, sofern sie von der entsprechenden Institution überhaupt genehmigt wird, durch die professionelle Tätigkeit marktwirtschaftlich oder ehrenamtlich arbeitender übernommen.

Das Christentum, Jesus und die Seele

Bevor jedoch die technische Entwicklung den letzten größten verwandelnden Einfluss auf unseren Umgang mit dem Tod bewirkte, drängten die christlichen Kirchen zu einem veränderten Verständnis. Gerade sie legten damit den Grundstein einer breiten Verunsicherung und Entwurzelung aus dem natürlichen Glauben der Menschen, der unseren Umgang und unsere tiefe Ablehnung gegen den Tod unbewusst dominiert.

Mit Jesus kam die Erlösung in die Welt, bevor die Kirche den Mensch zum Spielball der Gnade Gottes machte und ihm die Hoffnung auf die generelle Erlösung wieder wegnahm. Glaubensinhalte wurden einer permanenten Veränderung unterworfen, kamen und gingen gleich einer Modeerscheinung ihrer jeweiligen Zeit, wobei sich das Pendel primär zwischen dem zürnenden Gott des Alten Testaments und der Lehre Jesu bewegte.

Moses brachte das Gesetz in die Welt. Jesus brachte die Liebe. Moses zivilisierte den Menschen, Jesus spiritualisierte ihn. Das Gesetz war gebunden an Angst, es bestraft. Seine zentrale Idee ist Gerechtigkeit. Aber Gerechtigkeit ist nicht ausreichend, denn sie ist roh und hart, gewaltsam. Nur Mitgefühl kann dem menschlichen Sein erlauben, sich voll zu entfalten, den höchsten Gipfel zu erreichen. Das Gesetz hängt von den gleichen Übeln ab, die es bekämpft. Es ist mathematisch aber nicht religiös. Auge um Auge führt nur zur Erblindung der ganzen Welt. Es zivilisiert die Instinkte durch Einschüchterung. Jesus brachte die Liebe, die Erlösung, die Spiritualität. Er brachte ein höheres Gesetz, das nicht auf Angst beruht, das keinen äußeren Zwang braucht,

sondern aus dem Innersten entsteht, aus der natürlichen Verantwortung gegenüber aller Existenz. Ähnlich Buddha, dessen Ziel die Überwindung des Leidens war. Gott kann nur aus der Liebe heraus erfahren und gelebt werden. Er muss gewusst werden, nicht geglaubt. Glaube entsteht aus Angst. Gott ist eine Einladung zur endgültigen Reise. Er muss eine Suche sein, nicht ein Glaube.

Doch Jesus Geschenk an die Welt war selbst in seiner Kirche nur von flüchtiger Dauer. Noch heute sind wir dermassen besessen von der Vorstellung von Schuld und Sühne, dass wir mittlerweile unfähig sind zu erkennen, wie nutzlos, ja schädlich dieses Konzept für uns ist. Das Schlüpfen in die Opferrolle ist eines unserer beliebtesten Spiele geworden. Andere Menschen, Situationen, Umstände, etc. halten wir verantwortlich für unser eigenes Leben und Leiden. Wären nur die anderen anders, die Umstände anders, ja dann! Und für alles, was die anderen uns antun, gehören sie bestraft. Und zwar richtig!

Da alles Unwahre zu Störungen führt, schaden wir uns mit diesem Spiel tagtäglich immer wieder selbst. Schlimmer noch, etwas in uns weiß, dass die anderen nur auf der Lauer liegen, um uns selbst ebenfalls zu bestrafen. Mit dieser unbewussten Angst gehen wir durch jeden Tag, durch unser ganzes Leben. Nicht nur auf der Hut vor anderen Menschen. Tief verdrängt und genau deshalb unbewusst gesteuert sind wir auf der Hut vor Gott. Ihn fürchten wir als den größten Richter, dem niemand ausweichen kann, entwickeln Strategien und eine Technik nach der anderen, um das Unvermeidliche, das letzte Gericht, das uns eindoktriniert wurde, so weit es nur

möglich ist hinauszuzögern. Selbst Atheist zu sein, befreit uns nicht von diesem unbewussten Trieb.

Wie anders die Qualität des Lebens, wenn statt auf Schuld, der Fokus des Bewusstseins auf Mitgefühl liegt. Wie insbesondere in den Praktiken des sogenannten "tonglen", des Mahayana-Pfades im Buddhismus. Mitgefühl, das zur Tat wird, in der Bereitschaft, die Leiden der anderen auf sich selbst zu nehmen, damit die anderen davon frei werden. Im Praktizierenden geschieht durch den Abbau der gewohnheitsmässigen und automatischen Verteidigung des eigenen Ich und der handelnden Barmherzigkeit für den anderen eine tiefgreifende Verwandlung. Das "Wu Wei" des Taoismus sagt: „Warum bist du unglücklich? Weil 99,9 Prozent dessen, was du denkst und tust, für dein Ich ist, das es in Wirklichkeit gar nicht gibt".

In diesem Bewusstsein kann sich der Mensch ohne Vorbehalte und Ängste dem eigenen Tod ergeben, ja ihn als tatsächliches Crescendo seines Lebens erfahren. Jesus brachte das Licht, die Freude, die Liebe. Die Kirche hat den Menschen seiner frohen Botschaft beraubt. Das Höchste gilt als willkürlicher Gnadenakt. Ein Gott, der fordert, statt zu helfen, Rat zu geben, Inspiration, Mut und Selbstvertrauen zu schenken. Friedrich Nietzsche klagte das Spiel der Kirchen mit der Hoffnung an, die wegen ihrer Fähigkeit, den Unglücklichen hinzuhalten, bei den Griechen als Übel der Übel galt.

Das Reich Gottes als Verheißung, als Schlussakt, etwas, das über der Erde oder nach dem Tode kommt. Anstelle des Himmelreichs als einem Zustand des Herzens. Jesus

lehrte nicht, um die Menschen zu erlösen, sondern um zu zeigen, wie man zu leben hat. Nicht andere verantwortlich zu machen, sondern sich dem Äußersten hinzugeben. In Jesus waren Mensch und Gott eins geworden. Die Buße war nun weniger ein rückwärts gerichtetes und lähmendes Bereuen früherer Verfehlungen, als ein nach vorne gerichtetes sich öffnen für die neue Ordnung. Eine Rückkehr zur göttlichen Quelle, aus der alle Unschuld und jeder Neuanfang floss.

Durch die Gnade Christi starb das alte, abgetrennte und falsche Ich, um die Geburt eines neuen und wahren Selbst im Einklang mit Gott zu ermöglichen. Die Geburt Jesu vollzog sich weniger als äußere Ankunft, sondern mehr als ein Prozess der Entfaltung aus dem Inneren, als ein Erwachen zum Wirklichen, zur Wiederherstellung der göttlichen Herrlichkeit, auch als historische Realität. Dabei sollte nicht nur der Mensch in Gott seine Erfüllung finden, auch Gott wollte sich im Menschen erfüllen.

Jesus war der Sohn Gottes und des Menschen. Aber schon die drei synoptischen Evangelien und auch Paulus betonten nachdrücklich, wie sehr die endgültige Rettung der Menschheit von Gottes Eingreifen in der Zukunft abhängig war. Die Erlösung durch Jesus inmitten einer Gott entfremdeten Welt wurde hier als Teil eines dramatischen und anhaltenden Kampfs zwischen Gut und Böse gewertet, dessen positiver Ausgang keineswegs gesichert war.

Das dualistische Verständnis der christlichen Offenbarung betonte in seiner immer typischeren Form nach Augustinus die grundsätzliche Unwürdigkeit des

Menschen und seine daraus resultierende Unfähigkeit, die Macht der Erlösung Jesu noch in diesem Leben zu erfahren, es sei denn, durch die Kirche. Sie vermittelte ihren Gläubigen ein ausgeprägtes Gefühl für Sünde und Schuld, für die Gefahr, ja für die Wahrscheinlichkeit der Verdammnis und für die dringende Notwendigkeit einer strikten Einhaltung des kirchlichen Gesetzes. Nur noch ein auserwählter Kreis von Gläubigen, der allein Gott am Herzen lag, konnte auf Erlösung hoffen. Die Gnade Gottes allerdings wurde nur gewährt, wenn der Mensch sich während seines ganzen Lebens streng an die von der Kirche vorgeschriebenen Handlungen und Grundsätze gehalten hatte. Geprägt durch das Alte Testament, das stark von einem missgünstigen Gott beherrscht wurde, der unnachgiebig und rücksichtslos Vergeltung übte, willkürlich strafend, militant, patriarchalisch und moralistisch besessen.

Keine Spur von göttlicher Barmherzigkeit. Alles Böse hatte seinen Ursprung in der sündhaften, fleischlichen Natur des Menschen. Das Kreuz diente als grausames Symbol der Spaltung zwischen Mensch und Gott und nur die Kirche konnte diese Kluft überbrücken. Von den Instinkten der Natur, insbesondere auch von der körperlichen Liebe wurde abgelenkt und eine gemeinschaftliche, karitative Form der Liebe als erstrebenswert propagiert.

Das christlich Heilsverständnis hatte die ursprünglich hebräische Vorstellung vom Mensch als nach dem Bild Gottes erschaffener Einheit aus Körper und Seele weiterentwickelt. Diese Vorstellung war auch mit der späteren neuplatonischen Sicht vom Menschen als mikrokosmi-

schem Spiegel des Göttlichen vergleichbar. Der Körper war das Behältnis des Geistes, sein Tempel und fleischgewordener Ausdruck. So hatte denn auch Jesus sein Wirken wesentlich mit dem Heilen sowohl des Körpers wie auch der Seele verknüpft. Die frühen Kirchenväter, auch Paulus in seiner Anfangszeit, sahen durch Jesus die Trennung zwischen Gott und Mensch ebenso wiederaufgehoben wie die zwischen Mensch und Natur.

Fünfhundert Jahre später legte das Konzil von Konstantinopel fest, dass „jeder, der die mythische Lehre von der Präexistenz der Seele und die daraus folgende wunderliche Ansicht von ihrer Wiederkehr unterstützt, mit dem Kirchenbann belegt sei". Alleine die Beschaffenheit und das Vorhandensein einer Seele ist Gegenstand unterschiedlichster Auffassungen und Paradigmen quer durch die gesamte Neuzeit und verwirren uns noch heute. Sie reichen alleine in unserer Kultur von einer vollständigen Leugnung der Existenz einer Seele bis hin zu ihrer Fortexistenz auch nach dem körperlichen Tod.

In den animistischen Religionen herrschte die Vorstellung, dass alles einen Geist oder eine Seele besitzt. Bäume, Flüsse, Menschen und Tiere, jeder Stein, alles ist beseelt. Unzählige Geistwesen beleben die Welt. Noch heute lebt diese Vorstellung in alten Stammeskulturen.

War in der Antike die Existenz der Seele unbestritten, konzentrierten sich damals die Bemühungen darum, den Sitz der Seele in unserem Körper zu ermitteln. Aristoteles, auf dessen Vermächtnis unser logisches, verstandbetontes Paradigma basiert, hielt dabei das Gehirn für blutlos und

war der Überzeugung, es könne deshalb für die Verarbeitung unserer Sinneswahrnehmungen keine Rolle spielen.

Die wohl am ältesten überlieferte Vorstellung der Seele kennen wir aus Homers Epen Ilias und Odyssee. Homer verwendet das altgriechische Substantiv 'psyche', dessen Bedeutung ursprünglich Hauch, Atem und daher auch Leben ist. Nach Homer verlässt die psyche den Menschen bei einer Ohnmacht. Im Tod trennt sie sich von seinem Körper und begibt sich als dessen schattenhaftes Abbild in die Unterwelt. Sie jammert, beklagt ihr Schicksal und sorgt sich um das Begräbnis ihres Leichnams.

Die Vermischung von Psyche und Seele hat sich in vielen Strömungen bis heute erhalten. Zumal ihre Grundbedeutung als belebendes Prinzip des Körpers schon bald erweitert wurde. In den griechischen Tragödien war sie jetzt auch zuständig für die erotischen Empfindungen sowie das gesamte Gefühlsleben. Sie ist Trägerin moralischer Eigenschaften und stellt Überlegungen an. Die philosophische-religiösen Bewegungen der Orphiker und der Pyhtagoreer bauten dieses Konzept zu Lehren aus, in denen die Seele als unsterblich gilt und machten teilweise detailierte Aussagen über ihr Schicksal nach dem Tod. Sie kann unter bestimmten Voraussetzungen, insbesondere indem sie sich von Schuld reinigt, Zugang zur Götterwelt gewinnen und göttlich werden bzw. ihre eigene ursprüngliche göttliche Natur wiedererlagen.

Die Unsterblichkeit der Seele wurde mit der Seelenwanderung verbunden und damit die Annahme einer Bindung der Seele an einen bestimmten Körper aufgegeben.

Die früheste namentlich bekannte Persönlichkeit, die sich zur Seelenwanderung bekannte, war der um 583 v. Chr. geborene Pherekydes von Syros, einer der Sieben Weisen Griechenlands. Durch seine Prominz erreichte seine Auffassung eine weite Verbreitung. Auffallend ist hier die Ähnlichkeit zu den Vorstellungen der Ägypter und Tibeter, die, wie wir schon gesehen haben, die Zeit des Übergangs und die Zeit nach dem Tod ausgiebig erforscht und in ihren jeweiligen Totenbüchern festgehalten haben. Wurden diese Vorstellungen in den folgenden Zeitaltern auch verändert, verdeckt und auf den Kopf gestellt, wir erkennen unschwer hier den Ursprung einer tief in uns verwurzelten Vorstellung der Seele. Entsprechend die Ermahnung von Sokrates, dass die Sorge um die Seele unsere vorrangige Aufgabe sei. „Das Wohlergehen der Seele wird genährt durch die Einsichtsfähigkeit des Menschen und mit seinem Zugang zur Wahrheit verknüpft. Da allein die Seele eine Zukunft über den Tod hinaus habe, komme es nur auf ihre Förderung und ihr Wohlergehen an. Wegen ihrer Gottähnlichkeit als unsterbliches Wesen steht es ihr zu, über den vergänglichen Körper zu herrschen.“ Die Vermischung und teilweise Gleichsetzung von Seele, Psyche und Gedanken durch spätere Generationen, gibt dieser Auffassung bis heute ihre Gültigkeit.

Von Sokrates stammt auch die Vorstellung, dass Lernen eine Aktivität der Seele sei. Lernen bestehe nicht darin, dass die Seele etwas Neues und Fremdes von Außen aufnehmen würde, sondern darin, dass sie sich, auch durch einen äußeren Impuls, an ein Wissen erinnert, über das sie tatsächlich bereits verfügt hatte, ihr aber zuvor nur

latent und unbewusst zugänglich war. In der jüdischen Überlieferung gibt es dazu die Legende vom Engel des Vergessens, der jedes Neugeborene begrüßt und ihm dabei den Finger auf den Mund legt, um ihm zu bedeuten zu schweigen über das, was vorher gewesen ist.

Dieses Schweigen, ja mehr dieses Vergessen, aber auch sein Wiedererinnern, ist ein Umstand, den jeder von uns aus dem eigenen Leben und Erleben kennt. Wenn möglicherweise auch nur in der Form, dass uns Menschen, denen wir zum ersten Mal begegnen oder auch Orte, an denen wir zum ersten Mal sind, bekannt oder gar vertraut vorkommen können. Vertreter der Reinkarnationslehre berichten geradezu massenhaft von derartigen Ereignissen. C. G. Jung, insbesondere aber Stanislav Grof und seine Kollegenriege, die sich mit transpersonalen Bewusstseinszuständen befassen, berichten von zahlreichen Menschen, die in diesem Feld etwa auch eine völlig fremde, teilweise heute nicht mehr verwendete Sprache beherrschen oder fremde Orte exakt beschreiben können. Alle diese Ereignisse können wir für bloßen Schwindel halten. Oder uns aufhorchen lassen und uns über Grenzen führen lassen, in das weite Land der Möglichkeiten unseres Menschseins.

Für Aristoteles endete die Existenz von Körper und Seele mit dem Tod. Die Stoa, eine im späten vierten Jahrhundert gegründete Philosophenschule, mengte ihrer Seelenvorstellung schließlich materialistische Ansätze bei und betrachte die Seele als etwas Körperliches. Nach der stoischen Lehre ist die ganze Welt von einer feuerartigen Substanz, dem ‘pneuma’ durchzogen. Die Seele eines

irdischen Lebewesens ist eine spezielle Erscheinungsform des pneuma. Im Rahmen dieser materiellen Seelentheorie deuten die Stoiker die Wechselwirkung zwischen der Seele und dem Körper physikalisch. Durch Anspannung und Entspannung übt die Seele Druck auf den Körper aus. Auf diesem Effekt beruhe die Selbstwahrnehmung des Menschen. Hier sehen wir eine Ähnlichkeit zur Vorstellung der feinstofflichen Körper im Hinduismus, wie sie in den Upanishaden und der Bhagavad-Gita beschrieben sind und Grundlage etwa des Yoga bilden. Ihre Fortsetzung in der Neuzeit findet sie nicht zuletzt in der Orgonomie Wilhelm Reichs.

Dazu gehört insbesondere auch die Entdeckung des russischen Mediziners Alexander Gurwitsch, der im Jahr 1922 als erster die Existenz der Biophotonen festgestellt hat. Unter Leitung des deutschen Biophysikers Fritz A. Popp wurden diese 1975 wiederentdeckt und mit modernsten Forschungsmethoden wissenschaftlich bewiesen. Durch die seither zunehmende Biophotonenforschung kommt die vitalistische Denkrichtung über das Wesen des Lebens wieder zur Geltung. Den Forschern geht es dabei nicht um eine weitere Rivalität zur heute dominierenden mechanistischen naturalistischen Auffassung, es scheint, als ob hier eine neuartige Synthese mit den Errungenschaften des Gegenpols gelingt, die möglicherweise als Triebfeder für eine veränderte Sichtweise in der technischen Medizin wie auch in den Naturheilverfahren dient, durch eine überzeugende Erklärungsgrundlage des Wesens von Gesundheit und Krankheit. Indem die Spaltung des Menschen in Seele und Körper aufgehoben und zu einer breiteren Symbiose

geführt wird, die nicht nur von empirischen Annahmen getragen ist. Licht und Wasser scheinen in ihrer elementaren Bedeutung alles Belebten (wieder-)entdeckt und können durch ihr neues wissenschaftliches Verstehen sinnvoll und effizient eingesetzt werden.

Im Neuen Testament kommt der griechische Begriff 'psyche' vor, der in älteren Bibelübersetzungen mit Seele wiedergegeben wird. In den Evangelien ist an den meisten Stellen, wo von psyche die Rede ist, Leben im Sinne von 'lebendig zu sein' gemeint. Aufbauend auf die traditionelle Vorstellung eines mit dem Atem verbundenen Lebensvorgangs. Die psyche ist der Sitz und Ausgangspunkt des Denkens, Fühlens und Wollens.

In den neueren Bibelübersetzungen wird psyche mit Leben, Mensch oder einem Personalpronomen übersetzt. Dieser ganzheitlichen Auffassung entspricht die schon im Urchristentum vorhandene Vorstellung einer leiblichen Auferstehung und einer leib-seelischen Einheit bei den Auferstandenen im Jenseits. Das neutestamentliche Verhältnis von Leib und Seele aber blieb meist unscharf, mehrdeutig und fliessend. Wegen der Auferstehungslehre bestanden die Kirchenväter unabhängig ihrer unterschiedlichsten Vorstellungen, neben einer Weiterexistenz der Seele bzw. des Geistes nach dem Tod, auf einer Verbindung von Körper und Seele auch im Jenseits.

Wurde die Suche nach einem Seelenorgan im 19. Jahrhundert schließlich eingestellt, sind uns die Frage nach dem Wesen der Seele und der mögliche Zusammenhang körperlicher und geistiger Phänomene geblieben. Haben

wir nach Descartes streng zwischen dem Körper als Teil der Materie und Mechanik sowie einer denkenden Seele zu unterscheiden, hielt es Kant zwar für letztlich unmöglich auf theoretischer Ebene die Existenz einer unsterblichen Seele weder zu beweisen noch zu widerlegen. Für ihn ergibt sich die Annahme einer unsterblichen Seele aus einer moralischen Notwendigkeit.

Dieser Konflikt beschäftigt heute noch nicht nur Psychologie, Philosophie und Medizin. Dieses Erbe begleitet uns alle und sorgt für eine grundsätzliche Verunsicherung und eine Zwiespalt tief in uns. Als Lösung haben wir uns einem Materialismus verschrieben, einem Glauben an die unbegrenzten Wunder einer unbeseelten Technik, der wir die existenziellsten Wurzeln unseres Menschseins überantworten. Hier haben wir die perfekte Ideenschmiede und raffiniert eingerichtete Reparaturwerkstatt für alle unsere Bedürfnisse vermeintlich gefunden. Die Synthese des Segens der technischen Entwicklung mit unserer tiefsten menschlichen Sehnsucht will uns dabei bisher dennoch nicht so recht gelingen. Der vermeintlich allmächtigen Wissenschaft opfern wir unsere Lebendigkeit, nur um dem Tod und allem, was mit ihm verbunden ist, nicht ins Gesicht sehen zu müssen.

Selbst heute, im offensichtlichen weltweiten Zeitenwandel, ist uns noch nicht bewusst, wie wir damit unsere Unfähigkeit, den Wandel zuzulassen, selbst verursachen. Verschärfend wird dem öffentlichen Bewusstsein Wandel ausschließlich mit negativen Assoziationen präsentiert. In einem Klima, in dem der Kampf gegen den Tod von der Technik geführt gesellschaftlicher Kult ist, kann der ein-

zelne gar nicht anders, als den Wandel ebenso zu bekämpfen. Wir hängen in einer Schleife fest, die mit vereinten Kräften das Unausweichliche bekämpft.

Dabei ist der Tod kein Dogma, von dem sich der Mensch erst durch ausschweifende Aufklärungsarbeit überzeugen lassen müsste. Seine Anwesenheit ist für jeden tagtäglich offensichtlich. Durch die Integration des Todes, dem Bewusstsein der Endlichkeit allen Lebens, sprengen wir das selbst erschaffene Gefängnis, das zwischenzeitlich an seiner heimeligen Gemütlichkeit viel verloren hat und den meisten sowieso nicht mehr über alle Massen erstrebenswert erscheint. Rezepte innerhalb der Grenzen des bestehenden Bewusstseins können uns nicht helfen.

Albert Einstein hatte treffend postuliert, dass kein Problem in dem Bewusstsein gelöst werden kann, in dem es erschaffen wurde. Deshalb sind auf dieser Ebene alles nur Scheingefechte, Eitelkeiten und vergebliche Anstrengungen. Wie in der Medizin ist mit ultramodernster Technik der Kampf gegen den Tod nicht zu gewinnen. Gleichwohl kann er vermeintlich hinausgezögert werden. Der Preis dazu, und damit ist nicht nur der monetäre Aspekt gemeint, ist nicht nur in der Medizin überproportional. Dort, wie in unserer Wirtschaft und Gesellschaft, ist ein erheblicher emotionaler und seelischer Preis dafür zu bezahlen. Dass dies alles andere als eine platte Behauptung ist, spürt heute jeder an sich selbst.

Als Resultat kämpft die Mehrheit der Menschen heute nicht nur gegen den Tod, gleichzeitig springt sie auf den Zug verheissungsvoll propapierter Rezepte nicht einmal

mehr skeptisch auf. Zwischenzeitlich ist die Verunsicherung durch die Trennung und Fragmentierung der Ganzheit des Lebens schlicht zu groß geworden.

Genau deshalb ist das Heute nicht so sehr durch Antireligiösität und Rationalismus geprägt, wie es uns der Mainstream glauben machen möchte. Durch den Verlust unserer Ganzheit schwingt heute in immer mehr Menschen eine Sehnsucht nach Transzendenz. Ihre Anzahl ist schwierig zu beziffern, zumal sie in ihrer Ausprägung von der Schulwissenschaft und der meisten Medien verketzert, ad absurdum und kleingeredet wird. Dennoch ist das ständig steigende Interesse nicht zu übersehen. Nicht einmal als Ausdruck des Protests, sondern durch eine aufbrechende innere Gewissheit an Unterscheidungsfähigkeit heilsamer kontra mechanistischer Unterstützung.

Das westliche Konzept der Wirklichkeit und der menschlichen Natur ändert sich in zunehmendem Tempo. Die Kluft zwischen der modernen Wissenschaft und den alten Weisheiten schließt sich spürbar. Ihre Unterschiede werden durch die zeitlose Spiritualität überbrückt und kommen in ihr in Einklang. Spiritualität wohnt seit allen Zeiten eine heilende Qualität inne. Spirituelles, Heilendes, Heilsames und Nährendes gehen ständig ineinander über. Eines der eindrucksvollsten Zeugnisse davon ist das Leben Jesus Christus. In keinem Menschen treffen sich Leben und Tod so miteinander verbunden und ausdrucksstark, wie bei ihm. Und in kaum einer Religion wird die Verfälschung der Lehre ihres Propheten so deutlich wie im Christentum.

Jesus war ein leuchtender Lehrer des Lebens und des Todes. Nicht nur das heutige Bündnis der Kirche mit einer Medizin, die Gott aus der Welt und die Seele aus dem Körper vertrieben hat, trennt sie von ihrem Ursprung. Hätte diese vertechnisierte Medizin die endgültige Wahrheit tatsächlich gefunden, wären Spiritualität und alle ihre sogenannten alternativen Heilweisen längst in Vergessenheit geraten. Ebenso wie Liebe und Freude, Glück und Gnade aber auch Demut, all das, was den Reichtum menschlichen Lebens wirklich ausmacht.

Vom Matriarchat zum Patriarchat

In alter Zeit lag das Priesteramt meist in der Hand von Frauen. Vor dem Aufkommen der patriarchalischen Kultur wurde die große Mutter, das Licht der Welt, von jedem indoeuropäischen Volk verehrt. In Phönizien hieß sie Astarte, in Babylon Ischtar, in Indien Kali, in Griechenland Gaia. Die Sachsen nannten sie Ostara, die Altnordischen Freya, die Ägypter Isis. Sie war Jungfrau, Braut, Mutter, Prostituierte, Hexe und Greisin in einer Gestalt. Die Frau verkörperte die Göttliche Weisheit.

Wie es dem Mann schließlich gelang, die Herrschaft über die Religionen und die Welt zu übernehmen, lässt sich sogar im Alten Testament nachlesen. Im Buch der Richter und im ersten Buch Samuel findet sich, wie die hebräischen Priester im 11. Jahrhundert v. Chr. die Göttinen als zügellos, verderbt und heidnisch darstellten. Die Geschichte Evas, ihre Verworfenheit, ihre Verführung Adams und des Fluchs, den sie damit über die Menschheit gebracht hatte, bildeten die Grundlage für diese feindselige Übernahme. Es folgte der Siegeszug des Monotheismus über den Polytheismus mit jetzt einem einzigen männlichen Gott und einer ausschließlich männlichen Priesterschaft. In ihrem Buch ‚Als Gott eine Frau war' statuiert die Historikerin Merlin Stone, levitische Priester hätten sich die Legende von Adam und Eva ausgedacht, um die Unterdrückung der Frau zu rechtfertigen.

Der Mann beraubte die Frau jetzt nicht nur jeder Macht, sondern gab ihr zudem die Schuld an allem, was auf dieser Welt böse ist. Weiter, so Stone, machten die Männer ausgerechnet die Beschneidung zum Aufnahmeritus ihres Männerclubs, die von nun an den Bund zwischen dem

neuen Gott Abrahams und der Menschheit besiegelte. Damit ließen sie der Frau keine Chance, jemals wieder ihre Macht zurückzuerlangen. Um 300 n. Chr. schließlich ließ Kaiser Konstantin das uralte Heiligtum der Aschtoret in Aphaka schließen und machte ihrem Kult, unter dem Vorwurf er sei unmoralisch, in ganz Kanaan ein Ende. Um 450 n. Chr. wandelte Kaiser Justinian mehrere noch erhalten gebliebene Isis-Tempel in christliche Kirchen. Um die gleiche Zeit wurde aus dem Parthenon auf der Athener Akropolis, wo seit mykenischen Zeiten Göttinnen verehrt worden waren, eine christliche Kirche.

Im 7. Jahrhundert schließlich machte Mohammed dem in seinem ganzen Land verbreiteten Kult der Sonnengöttin Al-Lat (dem arabischen Pendant zu Aschtoret) und der Göttin Al-Uzza ein Ende. 'Al-Lah' bedeutet Gott, 'Al-Lat' bedeutet Göttin. Ursprünglich war Allah ein Himmelsgott, der über eine Schar unterstellter Götter herrschte, bis Mohammed ihn als den Einen und Einzigen bestimmte und die anderen, auch männlichen Götter, der Vergessenheit überantwortete.

Mohammed griff das Thema, das die levitischen Priester entfaltet hatten, wieder auf, als er in den Koran schrieb: „Die Männer sind die Verantwortlichen über die Frauen, weil Allah die einen vor den anderen ausgezeichnet hat und weil sie von ihrem Vermögen hingeben. Darum sind tugendhafte Frauen die Gehorsamen und die (ihrer Gatten) Geheimnisse mit Allahs Hilfe wahren" (Koran 4,35). Mohammed erklärte ebenfalls: „Als Eva erschaffen wurde, frohlockte Satan." Das Alte Testament, das die Entwicklung des Christentums und des Islam stark beeinflusste,

entstand in eben der Zeit, als die männlichen Priester die heidnische Verehrung der Göttinnen mit aller Kraft verhindern wollten. Viele seiner Verfasser beteiligten sich dabei mit großem Engagement. Zwar konnten in der Frühzeit des Judentums auch Frauen noch Prophetinnen werden, durch die Gott zum Menschen sprach. Aber die wichigste Rolle der Frau war von nun an die der Gattin und der Mutter.

Im Tempel und später in der Synagoge, durfte die Frau weder den Gottesdienst leiten, noch aus der Thora lehren. Noch heute lernen viele Juden ein Gebet, das sie jeden Tag sprechen sollen: „Gepriesen seist Du, o Herr unser Gott, König der Welt, der Du mich nicht zu einer Frau gemacht hast.“ Als im Abendland die Blütezeit des Christentums anbrach, war die Göttin tot und die neue Rolle der Frau klar definiert.

Die heutige Abwendung von den etablierten christlichen Kirchen ist denn auch ein nicht mehr zu verdrängendes Bedürfnis der Menschen nach einer lebendigen und wahrhaftigen Religion. Religionen selbst repräsentieren die Fragmentierung der Ganzheit. Sie trennen, weil sie getrennt sind. Und auch hier führt Trennung zu Kampf. Zum Kampf über das bessere Rezept, zum Kampf über die richtigere Wahrheit. Dabei verschweigen sie, wie andere, klammheimlich die grundlegende Wahrheit, dass ein Teil eben nur ein Teil der Wahrheit ist und Kriege entstehen, wenn der Teil borniert zur Ganzheit erhoben wird.

Kirchen und Religionen betonen die Notwendigkeit des Glaubens. Aber nicht nur sie, von allen Seiten wird der

Mensch heute wie in der Vergangenheit mit der Anforderung überschwemmt dieses oder jenes glauben zu sollen, ja glauben zu müssen. Davon ist der Mensch satt bis zum Rand.

Auch weil spätestens heute deutlich ist, dass die Wahrheit ebenfalls dem Wandel unterworfen ist und nicht das Absolute verkörpert, als das sie gerne dargestellt wird. Sich aus diesem Griff zu lösen, ist eines der Zeichen des erwachsenden Interesses an der Spiritualität, die in Wirklichkeit zeitlos ist. Im Crowley-Tarot stellt der Affe den Begleiter des ägyptischen Gottes der Weisheit, Thoth, dar. Er veranschaulicht, dass Weisheit niemals auf starre Weise festgelegt werden kann. Jede äußerliche Manifestation, etwa durch das Wort, schließt bereits Illusionen mit ein.

In der Spiritualität gilt es nichts zu glauben, hier gilt es zu erfahren. Ganz direkt, jeder gemäß seinem ihm eigenen Wesen, das Göttliche, die Transzendenz, zu erfahren und zu erleben. Das Vehikel, dass der Einzelne dazu benutzt, ist Nebensache. Die Hauptsache ist die Erfahrung. Dabei braucht es keine Spezialisierung auf eine bestimmte Religion oder Gottheit. Es ist schlicht die mystische Erfahrung, die ein Urbedürfnis eines jeden Menschen ist, wie C. G. Jung und mit noch größerer wissenschaftlichen Genauigkeit Abraham Maslow gezeigt haben. Wird es nicht befriedigt, entstehen Mangelerscheinungen und Leiden. Maslow nennt dieses Leiden „Metapathologie“. Bewusst gewählt als Analogie zu Metaphysik. Je weniger Metaphysik, desto mehr Metapathologie, je weniger Spiritualität, desto mehr „Über“leiden, das Grundleiden der industriellen Welt, so Maslow.

Wird die spirituelle Erfahrung heute vorwiegend in östlichen Wegen gefunden, zeigt dies nur die Verkümmerung, die sie in der christlichen Welt erfahren musste. Denn auch hier war sie bis ins späte Mittelalter und vereinzelt bis zu Beginn der Neuzeit gegenwärtig. Hildegard von Bingen, Johannes vom Kreuz oder Meister Eckehart, sind nur eine Auswahl derer, die uns auch heute noch bekannt sind.

Mit der Idee einer Stellvertretung Gottes aber suspendierten die frühen Theologen den Menschen nicht nur von seiner eigenen Arbeit, gleichzeitig entmündigten sie ihn. Die Möglichkeit des direkten Kontakts zwischen ihm und Gott wurde ihm abgesprochen, Mittler wurden eingesetzt und waren nötig, damit dieser Kontakt überhaupt zustande kommen konnte. Dem Menschen wurde damit zum ersten Mal die Selbstverantwortung abgesprochen. Es ist nur ein natürlicher Prozess, dass sie heute kaum noch in unserer Gesellschaft anzutreffen ist. Der Ruf nach den anderen, die es richten sollen, ist zum Allgemeinplatz geworden. Gleich, ob es sich bei den anderen um öffentliche Institutionen, Mitmenschen oder gar nächste Angehörige handelt. Es wurde uns beigebracht und wir haben uns darin eingerichtet, dass immer die anderen in der Pflicht sind, niemals wir selbst.

In manch anderer Religion, Mystik und Weisheitslehre, wie etwa im Buddhismus und in der Kabbala, wird schon immer die Verantwortung eines jeden Menschen für sich selbst, und ebenso für andere, herausgestellt. Aus diesem Verständnis erwächst ein völlig anderer Umgang mit dem Leben, mit dem Tod, mit dem Wandel, mit dem Umgang

der Menschen untereinander. Wie mit allen Aspekten wirklicher Veränderung kann dies nicht als plattes Rezept gelten, sondern braucht eine Bereitschaft dazu, in dieses andere Bewusstsein einzutauchen, seine Essenz von innen direkt zu erfahren. Allein durch eine solche Verinnerlichung kann die Bedeutung dieser Aussage der Selbstverantwortung tatsächlich nachvollzogen und verstanden werden. Geschieht dieses Eintauchen durch eine bewusste Hingabe nicht, lässt es sich gerne übergehen. Immer wieder gilt es anzusehen, wir sind Meister in der Verdrängung des Todes. Sind wir tatsächlich fähig, so etwas Großes zu verdrängen, ist es ein Leichtes für uns, dies auch mit allem anderen uns Unbequemen zu tun. Indem wir es schlicht überhören, es mit Geringschätzigkeit abtun oder, und das hat sich zu einem beliebten Gesellschaftsspiel entwickelt, uns in endlosen Diskussionen darüber auslassen.

Das Wesen einer Diskussion ist ganz offensichtlich das Einbringen und Beharren auf dem jeweils eigenen Standpunkt. Tagtäglich können wir dies im Fernsehen erleben. Diskussionen können Kraft ihres Wesens offensichtlich zu keiner Bereicherung oder Lösung führen. Ihre Beliebtheit resultiert möglicherweise gerade daraus. Sie gibt das Alibi, sich vermeintlich mit einem Thema auseinandergesetzt zu haben, in dem beruhigenden Vorauswissen, dass die Welt nach der Diskussion immer noch der Welt vor der Diskussion gleicht.

Erkenntnisse sind nur über den Weg des Einlassens möglich. Wenn wir etwas leben, statt es nur intellektuell zu bewegen. Sich einer Anregung ganz hinzugeben, sie in sich

aufzunehmen und frei jeder Beurteilung in sich klingen zu lassen. Mit der begrenzten Wahrnehmung unserer Sinne lassen sich jedoch auch mit bestem Willen nötige Lösungen nicht wirklich finden. Umso mehr, als diese immer stark von Erfahrungen aus der Vergangenheit geprägt sind und künftige Gegebenheiten nicht einschließen können. Das Verhältnis der auf uns einströmenden Informationsmenge zu der von uns wahrgenommenen, entspricht in etwa der Relation der Größe eines Fußballfeldes zu einem Tischtennisball. Zu welch großartigen Leistungen unser Verstand offensichtlich auch fähig ist, auch hier wird ein rein rationales Verständnis mit seinen Grenzen konfrontiert. Ihr Überschreiten führt uns ebenfalls in einen mehr diffusen, für uns nicht vollständig greifbaren und begreifbaren Bereich, den wir Intuition nennen.

Deshalb spielte Albert Einstein so gerne mit Seifenblasen. Stunden konnte er damit in der Badewanne verbringen. Selbst hohen Besuch ließ er dann gerne warten. Seine Frau verriet Ungeduldigen: Er spielt mit Seifenblasen. Weil er dabei immer die besten Einfälle hat. Dann kommt er auf die Lösung von Problemen, über die er vorher wiederholt vergeblich nachgedacht hat. Offensichtlich gibt es eine Quelle, die uns mit Informationen versorgt, die größer, allumfassender und genialer sind und das Konstruktionsvermögen unseres Kopfes um ein Vielfaches übertreffen. Ähnlich zur Seele ist es bisher nicht gelungen, Intuition wirklich zu erklären oder sie an einem bestimmten Ort in unserem Körper zu lokalisieren. Eine wie auch immer geartete transzendente Funktion wird ihr sogar von wissenschaftlicher Seite anerkannt. Hier gelingt

also selbst Skeptikern der Kontakt mit der spirituellen Sichtweise, dass die Intuition der Dimension eines allumfassenden Bewusstseins entspringt. Der Ebene des Tao, wo Raum und Zeit überschritten werden, wo alles möglich ist, die totale Einheit aller Existenz erfahren wird und die Grundlage aller Ordnung und Naturgesetze liegt. Friedrich Schiller hat diese Verbindung als Universalen Kuss bezeichnet. Er scheint immer dann zu gelingen, wenn wir nicht mit unserem Verstand verhaftet sind.

C. G. Jung betonte in einem seiner letzten Aufsätze die Bedeutung dieser Einheit. Ohne sie würde unser kollektives Bewusstsein den Herausforderungen des neuen Zeitalters nicht gewachsen sein, so Jung, vor bereits einem halben Jahrhundert. Diese Einheit ist der Ordnungsfaktor unserer Psyche, der für Gleichgewicht und Entwicklung sorgt, das Schöpferische im Menschen. Der Produktive Charakter von Erich Fromm. Der Teil des Menschen, der im Christentum als die Seele und das Abbild Gottes bezeichnet wird. Der Stein der Weisen, die Quadratur des Kreises, Aladins Wunderlampe, ja selbst Daniel Düsentriebs Helferlein, sie alle übermitteln uns die gleiche Botschaft. Offensichtlich verfügt genau diese Botschaft über einen Sog nach Ganzheit, den jeder Mensch in sich wahrnimmt. Der Antrieb unserer Suche nach Transzendenz, der in Wahrheit nichts anderes ist, als die Suche nach uns selbst. Das sich daraus ergebende Spannungsfeld zeigt sich in dem Chaos, in dem sich unsere Welt befindet.

In uns drückt es sich als permanenter Kampf zwischen Körper und Seele, zwischen Niederem und Höherem, zwischen Bewusstheit und Unbewusstheit aus. Frieden

Frieden empfinden wir dann, wenn es uns gelungen ist, diese Spannung durch ständige Betäubung in Schach zu halten, oder indem wir den entgegengesetzten Pol erreicht haben und in Wachheit und Bewusstheit leben. Diese Spannung und Auseinandersetzung finden wir etwa im 40-tägigen Aufenthalt Jesus Christus in der Wüste, um durch den Sieg über die animalischen Aspekte, dem Niederen und Unbewussten, ein wahrer Mensch zu werden, die menschliche Natur zu transformieren.

Dagegen stehen die Möglichkeiten der Betäubung vielfältigster Art, die von unserer Gesellschaft geradezu vehement gefördert werden. Es ist der Aufenthalt im Bereich der Metapathologie, wie sie Maslow gemeint hat. Doch immer dann, wenn der herrschende Schmerz ihre Leidensfähigkeit übersteigt, und meistens erst dann, schlagen Menschen einen anderen Weg ein. Nur wenn wir den Schmerz gänzlich zulassen und auskosten, kann sich das wahre Leben in uns ergiessen. Wenn es uns gelingt, in das Nichtwissen hinein zu entspannen, öffnet sich die Magie des Lebens und wirkt notwendig und notwendend. Es scheint, als ob auch die stärkste Betäubung unser Urbedürfnis nach Transzendenz und Ganzheit nicht vernichten kann. Naturgemäß liegt im Tod die größtmögliche Transzendenz verborgen. Die Auseinandersetzung mit ihm scheint heute nicht nur eine äußere Notwendigkeit. In ihr liegt wahrscheinlich auch das größte Potenzial zu unserer inneren Heilung.

Wie im letzten Satz spreche ich grundsätzlich immer wieder von Möglichkeiten statt von Absolutem. Wir leben in einem Meer latenter Möglichkeiten, die auf hoch kom-

plexe Weise verknüpft sind. Zudem kann unsere Wahrnehmung nie rein noetischer Natur sein, immer ist sie durch unsere individuelle Erfahrung mitbestimmt. Es ist einfach anmassend in diesem Kontext absolute Gemeinplätze aufzustellen. Gleichwohl ist genau diese Machenschaft heute zu einer beliebten Spielart geworden. Und genau da, wo absolute Wahrheiten feilgeboten werden, wird das einzig wirklich Absolute, wenn es denn tatsächlich existiert, Gott, negiert.

Der heutige Mensch kann gar nicht mehr anders, als verwirrt zu sein, zu groß ist die Differenz zwischen seiner inneren Natur und dem Film, der in der äußeren Welt abläuft. Er verzweifelt am Absurden, dass er tagtäglich miterleben muss. Paradoxer Weise wird er dadurch auch bereit, sich dem Sterben wieder hingeben zu können. Das Ich, das gar nicht anders kann, als an sein Überleben zu denken, erfährt durch die Hingabe an die Veränderung plötzlich ein anderes Leben. Er befindet sich im Prozess seines eigenen Reifens, seines Wachsens, seines Werdens, seiner immerwährenden Verwandlung, die kein mystisches Konstrukt, sondern sicht- und messbare Wahrheit darstellt. Wenn auch der Fokus hier weniger auf der körperlichen Veränderung liegt, als auf der des Bewusstseins.

So wesentlich dieser Prozess auch ist, ist es interessant zu sehen, dass Reife als solches im Lexikon der Pädagogik unseres Abendlandes gar nicht vorhanden ist. Es geht hier auch nicht um die Anklage einzelner Personen oder Gruppen, auch wenn man das an der einen oder anderen Stelle hinein interpretieren könnte. Unsere Leben sind auf vielfältigste Weise verwoben, was es verbietet, einzelnen

eine Verantwortung zuzuschreiben, die anderen abgesprochen wird. In der Psychologie wird immer wieder auf eine entscheidende Ursache aller Neurosen und Psychosen hingwiesen, die Infantilität. Der Mensch will nicht erwachsen werden, er verweigert sich seinem Reifeprozess, den das Leben von ihm verlangt. Infantilität heißt nichts anderes, als die Weigerung, Verantwortung zu übernehmen. Deshalb gilt es, dass jeder einzelne wieder seine Verantwortung begreift, statt nach Institutionen oder pauschal nach den anderen zu rufen.

Die Verdammnis und die Erlösung

Im vierten Jahrhundert griffen die Kirchenväter in die traditionellen heidnischen Totenrituale ein, bei denen wahre Menschenmengen nackt und Waffen schwingend auf den Friedhöfen über die Gräber tanzten. Die Synode von Liftinae verbot an erster Stelle „die gotteslästerlichen Gebräuche bei den Gräbern der Verstorbenen“ und an zweiter Stelle „die gotteslästerlichen Gebräuche unter den Toten“. Das Konzil von Rouen untersagte im Jahr 1231 das Tanzen auf den Friedhöfen und in der Kirche. Ein weiteres Konzil verbot 1405 den Musikern, Schauspielern und Gauklern, ihr Handwerk auf dem Friedhof auszuüben. Ebenso verdammte die Kirche das Ausraufen der Haare, das Zerkratzen des Gesichts mit den Fingernägeln und das Zerreissen der Kleidung als Ausdruck der Trauer.

Die Häufigkeit der kirchlichen Verbote zeigt jedoch, dass sie bei den Menschen kaum etwas bewirken konnten. Ein ganzes Jahrtausend lang blieben die Friedhöfe Tanzplätze. Der gemeinsame Tanz mit den Toten über ihre Gräber war ein demonstrativer Freudenausdruck darüber, selbst am Leben zu sein, im Bewusstsein der Erneuerung des Lebens durch den Tod. Neben der Totenwache war es Brauch, ein Fest zu veranstalten, das sich bis in diese überschwänglichen Tänze ausdrückte.

Noch heute wird dieses Ritual bei uns in Form des Leichenschmaus gepflegt. Es wird geschmaust, getrunken, auch gesungen und getanzt. Der Tote ist eingeladen mitzufeiern. Die feiernden Trauergäste heben etwas ab, gehen sozusagen mit dem Toten ein paar Schritte in seine jenseitige Welt mithinüber. In den christlich geprägten Ländern hilft heute meist der Alkohol den Trauernden

sich von der Verhaftung ans Diesseits zu lösen. Früher diente dazu bei vielen anderen Völkern Hanf, der auch als Totenspeise ins Grab mitgegeben wurde. Bei den Germanen war der Hanf der großen Schicksalsgöttin Freya geweiht. So wie sie später von der Göttin zur Hexe umgedeutet wurde, wurde aus ihrem heiligen Hanf ein Teufelskraut gemacht. Bereits der Codes Leviticus der frühen Hebräer schreibt vor, dass das letzte Kleid des Toten aus Hanffasern bestehen soll. Und bei den Slaven und Balten Osteuropas dienen Hanfkörner noch heute als Totenspeise. Zur besonderen Stunde an Weihnachten oder Epiphania, wenn die Toten ihre Familien besuchen, wird Hanfsuppe gegessen.

In Mittelamerika unterstützt der Peyotekaktus das Totengeleit. In Afrika übernimmt Iboga diese Rolle. Vor allem aber ist Hanf das heilige Kraut der Totenzeremonien. Im ‚Pen T'sao' des Shen Nung, dem im chinesischen Neolithikum wurzelnden, ältesten bekannten Kräuterbuch der Menschheit, wird aufgeführt, dass Hanf den Körper leicht mache und den Menschen befähige mit den Geistern zu reden. Von den skythischen Reitervölkern der westasiatischen Steppe wird berichtet, dass die Hinterbliebenen in Zelten zusammenkamen, in denen getrocknetes Hanfkraut auf glühenden Steinen schwelte. Das Einatmen des Rauchs löst die Seele etwas vom Körper und ermöglicht es so, Verstorbene ein Stück ins Jenseits zu begleiten. In Indien gilt Hanf als Kraut des Harshanas, der Gottheit der Todeszeremonie. Wie bei einer Geburt und auch anderen intensiven Übergangsriten scheren sich die Trauernden den Kopf und opfern ihre Haare als Verbindungsglieder beider Welten. Mit Hilfe des Hanfs

meditieren sie die Auflösung der fünf leiblichen Körperhüllen und sehen zu, wie Shiva, den Dreizack schwingend, im wilden Tanz der Flammen den Verstorbenen von seinen materiellen Fesseln befreit.

Mit der jetzt fortschreitenden Veränderung der Lebensumstände wandelt sich tausend Jahre später, im 15. Jahrhundert, in unserer Kultur die Bedeutung dieser Tänze. Nicht länger waren sie Begegnung von Lebenden und Toten, sondern wandelten sich zu einer eher meditativen, also introspektiven Erfahrung. Jeder trägt seinen eigenen Tod mit sich und tanzt mit seiner eigenen, bejahten Sterblichkeit durchs Leben. Das Bild vom Tod war jetzt das alternde, verfallende Selbst eines jeden einzelnen. Der Spiegel wurde in dieser Zeit ein beliebter Gegenstand des Alltagslebens. Mit ihm ließ sich der eigenen Sterblichkeit sogar ins Gesicht sehen.

Und die Entwicklung gewinnt jetzt weiter an Tempo. Die Zeit der Kreuzzüge war beendet, die Pest überstanden, Amerika ist entdeckt, der Buchdruck ist erfunden, Kunst und Wissenschaften befinden sich mit der Gründung der ersten Universitäten im Aufbruch, es ist die Zeit von Michelangelo und Leonardo da Vinci. Und auch die Wirtschaft erlebt u. a. durch die Hanse, die Fugger und die Kolonisation eine Blüte. Keine einhundert Jahre später ist der Tod jetzt nicht mehr nur Spiegelbild oder lediglich ein die Befehle Gottes ausführender Bote. Er ist zu einer selbständigen, unabhängigen Gestalt geworden, die jeden Menschen aus einer ihm eigenen, souveränen Entscheidung zu sich holt. Der Mensch trägt seine Vergänglichkeit nicht in sich, aus einer lebenslangen Begegnung verwan-

delt sich der Tod in ein urplötzliches Geschehen eines Augenblicks. Im Alltag rückt die Auseinadersetzung mit ihm in den Vordergrund. In den Anfangsjahren der Holzschneidekunst beherrschen Bilder vom Tod wie Skelette die Motivwahl. Ein Bilderbuch von Hans Holbein dem Jüngeren mit Holzschnitten zum Tanz mit dem Tod wurde 1538 zum Bestseller.

Die Begegnung mit ihm wird zum Fixpunkt, an dem das Lebenslicht des Menschen erlischt. Die Verbreitung der Uhr symbolisiert diesen Bewusstseinswandel, der sich bis heute in der Dokumentation des minutiösen Todeszeitpunkts erhalten hat. Das Leben unterstellt sich dem Gesetz der Zeit. Bilder, auf denen der Tod das Stundenglas hält oder die Turmuhr mit einem Glockenklöppel in Form eines Knochens schlägt, stammen aus diesen Jahren.

In der östlichen Mystik denkt der Mensch in Begriffen wie Ewigkeit, in Begriffen wie viele, viele Leben, viele Inkarnationen. Deshalb gibt es auch keine Eile, das eigene Leben findet in einem unbegrenzten Zeitraum statt. Im Westen aber herrscht Eile, das Zeitfenster des Lebens ist sehr klein, nur ein Leben, und es entgleitet mit dem Tod, deshalb muss der Mensch ständig wissen, wie spät es ist, wann es zu spät ist. Nicht durch die Messung der Zeit erhält der Tod eine absolute Endgültigkeit, durch die Uhr wird dem Mensch die Endlichkeit permanent vorgehalten.

Gleichzeitig wird der Tod durch die Reformation erstmals auch zum unkalkulierbaren Risiko. An Stelle der ein-

geborenen Gnade wird durch Luther die Welt zu einem Ort des Verderbens, aus dem Gott den Menschen aus reiner Willkür errettet oder bestraft. Vor dem Hintergrund der damals noch grassierenden Seuchen mit entsprechender Sterblichkeit, kein Wunder, dass in unserer Kultur aus dieser Zeit die ersten Bestrebungen datieren, den Tod noch nicht zu bekämpfen, aber wohl ihn zu beherrschen, indem man die Kunst des Sterbens erlernte, um ins Himmelreich zu gelangen.

Die Vorstellung der Belohnung für eine tugendhafte Lebensführung im Himmel entspringt dem persischen Propheten Zoroaster. Nach seiner Lehre wird über jeden Menschen vier Tage nach seinem Tod ein Urteil gefällt. Überwiegen die guten die bösen Taten, überquert der Mensch die Brücke in den Himmel. Überwiegt das Böse, stürzt er von der Brücke in eine eiskalte, stinkende Hölle. In der Makkabäerzeit entfaltete sich die Lehre von Lohn oder Strafe im Leben nach dem Tod in größerem Umfang. Entsprechend findet sich diese Vorstellung in vielen späteren Kulturen in abgewandelter Form wieder. Das jüdische Volk kam um 586 v. Chr. im babylonischen Exil mit der Auffassung Zoroasters in Kontakt und hielt die Vorstellung, die Ewigkeit in der Nähe Gottes verbringen zu können gleich reizvoller, als den bisherigen Gedanken an den ewig dumpfen Schlaf im Scheol. Der Babylonische Talmud bietet denn auch an die dreihundert Argumente auf, die für die Auferstehung der Toten sprechen. Die Rabbis waren jetzt von der Unsterblichkeit der Seele und einem persönlichen Jenseits überzeugt und die Verstorbenen würden fortan in Gottes himmlischem Palast wohnen.

Hat sich die Vorstellung des christlichen Himmels auch aus dem jüdischen Bild entwickelt, spielt im Judentum das Leben nach dem Tod bei weitem keine so große Rolle, wie im Christentum und im Islam.

Im Neuen Testament, besonders in der Offenbarung des Johannes, entfaltete sich der Himmel zum wahren Wohnsitz Gottes, umgeben von den Ältesten, Engeln und Seligen. Johannes beschrieb auch, was den frühen Christen im Himmel erwartete: „Die Seligen werden vom Baum des Lebens essen, und Gott selbst . . . wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein“ (Offenbarung 21,4). Das Leben nach dem Tod wird glorreich sein, ein friedliches, schmerzloses Paradies, als Lohn für Leiden. Der jüdische Himmel hingegen ist der Lohn für eine lebenslange Pflichterfüllung. In den Himmelsvorstellungen des traditionellen Islam verbinden sich jüdische, christliche, zoroastrische und arabische Elemente. Das islamische Paradies ist ein in sieben Stufen der Lust gegliederter Ort der vollkommenen Freude und Wonne, zu dem der Mensch nur mit dem Willen Allahs vorgelassen wird. Der islamische Himmel gleicht wie der des frühen Judentums äußerlich dem Garten Eden. Die katholische Kirche gliederte später den Himmel in eine Abfolge von Stufen. In welchem Mass der Mensch der ewigen Glückseligkeit teilhaftig wird, hängt davon ab, wieviel heiligmachende Gnade im Augenblick seines Todes in seiner Seele war.

Als Gegenpol zum Himmelreich machte die christliche Höllenvorstellung ebenfalls vielfältige Wandlungen durch

und wurde schließlich zum Ort schlimmster Verdammnis. Ein Reich der Grausamkeit, ein Glutofen körperlicher Folter und seelischer Qualen, das immer wieder zahlreiche Maler und Dichter inspiriert hat. Luzifer, Satan, Teufel, das Böse, sein Herrscher erhielt als der Kontrahent Gottes zahllose Namen.

Ab dem ersten Jahrhundert v. Chr. wurde Satan zu dem Übeltäter schlechthin. Die unverwechselbare Gestalt des behaarten Gehörnten mit den gespaltenen Hufen und seinem Dreizack zeigt seine Verbindung mit dem Tierischen, unserer animalischen Natur, die der Mensch im Zivilisationsprozess hinter sich lassen wollte und besonders in unserer westlichen Kultur im wahrsten Sinne des Wortes verteufelt wird. So wurde sie zum Schatten, zum Feind, zur Sünde und wird entsprechend bekämpft.

Dank patriarchalischer Raffinesse wurden neben den tierischen auch die weiblichen Kräfte als mit dem Teufel im Bunde verurteilt, wobei der Teufel dabei zur Schlange mutiert wurde. Die Schlange, scheinbar eine Einheit und von vielen Völkern auch in diesem Kontext dargestellt, ist in Wirklichkeit aber dualistisch. Sie hat nicht nur eine gespaltene Zunge, sondern auch einen doppelten Penis. Als Symbol des Dualismus repräsentiert die Schlange die Begabung des Menschen, unterscheiden zu können, intellektuell etwas Ganzes in seine Teile zerlegen zu können, was auch durch das Essen der Frucht vom Baum der Erkenntnis ausgedrückt wird. Die Schlange ist dabei die Uneinigkeit Schaffende, die die Dualität in ihrer schöpferischen wie in ihrer destruktiven Bedeutung repräsentiert.

Ungehinderter Dualismus zeigt sich als Chaos, wie wir es heute weltweit erleben. Permanente Analyse um ihrer selbst Willen, besonders, aber nicht nur in der Wissenschaft und in der Medizin, ist nichts als Zerstörung. Geht es nur um fragmentiertes, intellektuelles Faktenwissen, nicht um den Zusammenhang oder den Aufbau, dann heißt das, sich für Gott zu halten und doch nie bis zur letztendlichen Wirklichkeit vordringen zu können.

Möglicherweise hatte das Alte Testament in der Genesis die Schlange deshalb als Symbol für die Versuchung aufgenommen. Aber Dualität ist nicht nur eine menschliche Funktion des Verstandes, sondern auch eine kosmische. Symbolisch steht für das Niedere die kriechende und sich windende Schlange und für das Höhere, die höhere Weisheit, die es dem Menschen erlaubt, Gott zu erfahren, die geflügelte Schlange in den Lüften. Als das Symbol der vereinigten Fähigkeiten, die Merkmale des vollendeten, adamistischen Menschen. Gipfelpunkt des Ausdrucks dieser gespaltenen Verteufelung des Weiblichen sind die Hexenverbrennungen im Mittelalter.

In den damit verbundenen Moralvorstellungen sah Sigmund Freud zudem eine verinnerlichte und wieder nach außen projizierte Aggression. Für Nietzsche bedeutet Moral einen Spezialfall der Unmoralität. Beide zeigen damit auf, wie sehr der eigene Schatten üblicherweise auf andere Menschen projiziert und dort bekämpft wird. Immer aber liegt im Schatten auch ein Potenzial, das aus der fragmentierten Sicht des herrschenden Zeitgeistes jedoch abgelehnt wird. Im Crowley-Thoth-Tarot wird der Teufel in seiner materiellsten, männlichsten, schöpferisch-

sten Energie dargestellt. Durch die Verbindung der erdhaften und kosmischen Eingebungen wird der Mensch zum schöpferischen Gestalten des Neuen inspiriert und befähigt. Auf seiner Stirn ist sein geöffnetes Drittes Auge zu sehen, Hinweis auf seine Fähigkeit zu erweiterter, auch außersinnlicher Wahrnehmung. Er ist ein Sehender, der nicht nur die äußeren, oberflächlichen Erscheinungen wahrnimmt, sondern die Fähigkeit besitzt, tief in das Wesen der Dinge einzutauchen. Nur Unwissende sind tierisch ernst und vollkommen mit ihrem Denken und Handeln identifiziert. Der Teufel jedoch schmunzelt über die Menschen und deren Projektionen. In seiner Weisheit sieht er, wie jedes Verhaftetsein und Festhalten zu Frustration und Leiden führt.

Im Lauf der Zeit nahm er in den unterschiedlichen Kulturen immer wieder auch andere Gestalten an. Immer aber war er die Personifizierung allen Übels, der für seine Hölle genüsslich auf Seelenfang ging. In der nordischen Mythologie war die Hölle ein von Sturmwinden umtobter, eiskalter Ort inmitten einer undurchdringlichen Finsternis. Die alten Griechen hatten in der Unterwelt eine ferne Insel, den Hades, das Schattenreich der Toten, wo Verlassenheit und Isolation zur Qual wurden.

Ihren Namen erhielt die Hölle durch eine verrufene Schlucht, das Tal Hinnom südlich von Jerusalem. Ein heidnischer Kult, bei dem dort auf einem steinernen Altar Kinder als Brandopfer dargebracht wurden, verschaffte ihr den feurigen Charakter der christlichen Vorstellung. König Josia zerstörte im 7. Jahrhundert v. Chr. diese Kultstätte, angetrieben durch die Gesetze Moses, die Kinder-

opfer unmissverständlich verurteilten. Später wurde dieses Tal zur Müllkippe und zum Schindanger, auf den man die Überreste geschlachteter Tiere und hingerichteter Verbrecher warf. Da das Aas und die Leichen aus hygienischen Gründen regelmässig verbrannt wurden, blieb dem Tal sein Ruf als Höllenloch erhalten und der Ort diente als Metapher, an dem Gott die Bösen ewig straft. Das hebräische Wort ‚Hinnom' wurde später in deutschen Bibeln mit ‚Hölle' übersetzt, was, wie das englische ‚hell' auf die indogermanische Wurzel ‚-kel' zurückgeht, ‚verbergen', ‚verhehlen'.

In der nordischen Mythologie war Hel die Todesgöttin und die Bezeichnung für die Unterwelt. Hels Vater war Loki, der eines Tages ungeladen zu einem Festmahl von zwölf Göttern kam, bei dem dann Baldr, der Gott des Lichtes und der Freude, getötet wurde. So wurde die Zahl 13 in der nordischen Mythologie zur Unglückszahl. Die Hölle und die Angst vor der 13 entstammen also demselben Ursprung.

Die lebhafte Beschreibung der Hölle in der apokalyptischen Offenbarung des Johannes bestimmt heute noch unsere Vorstellung und ist Grundlage zahlloser Romane, Dichtungen und Verfilmungen. Er beschreibt dort den dramatischen Kampf zwischen den kosmischen Kräften des Bösen und des Guten, zwischen Himmelreich und Hölle. Die frühen Kirchenschriftsteller waren unschlüssig, ob die Verdammnis nun etwas ewiges, endgültiges sei, oder nicht. Der entschiedendste Verfechter der dauerhaften Verdammnis war Augustinus. Das Konzil von Konstantinopel machte sich denn auch diese

Vorstellung zu eigen und verurteilte die Idee von der universellen Erlösung. Dieses Vermächtnis ist dem heutigen Mensch tief eingeprägt, auch wenn beide christlichen Kirchen diese Extrempositionen in den letzten Jahrzehnten etwas relativiert haben. Wollte der Mensch sich sein Heil bewahren, war er genötigt, sich eigene Rettungswege zu suchen.

Von mehreren Autoren entstanden so die „Ars bene moriendi“, die Kunst des richtigen Sterbens, die wohl ersten Gewußt-wie-Handbücher, die ganze zweihundert Jahre lang aufgelegt wurden. Viele lernten mit diesen Büchern das Lesen. Eines dieser Werke gehörte zu einer Reihe, die den vollkommenen Gentleman in edlem und frommen Benehmen unterweisen sollte, von der Kunst zu weinen und die Nase zu schnäuzen, bis hin zur Kunst Schach zu spielen, zu beten und zu sterben. Es waren praktischer Ratgeber ohne erhobenen Zeigefinger, deren Anleitungen man erlernen sollte, solange man noch gesund war, um sie dann in jener unausweichlichen Stunde parat zu haben. Dabei war der Fokus trotz aller Ungewissheit über das Geschehen im und nach dem Tod auf Äußerlichkeiten gerichtet, die eine gewisse Eitelkeit erkennen lässt. Die Menschen fühlten sich unter anderem verantwortlich dafür, welchen Ausdruck ihr Gesicht im Tod zeigte.

Dies übertrug sich auch auf die künstlerischen Werke mit einer starken Veränderung der Darstellung von Porträts, die weit mehr als eine bloße Ähnlichkeit ausdrücken wollten. Diese Bilder mit dem Ausdruck der individuellen Persönlichkeit des Verstorbenen, wurden während des Begräbnisses gut sichtbar aufgestellt. Verbunden mit

Grab- und Trauerreden hat sich diese Tradition bei uns erhalten, um den Verstorbenen in seiner Einzigartigkeit zu würdigen und in entsprechender Erinnerung zu behalten.

Durch die Indoktrination der Reformation entstand bei den Menschen eine neue Wissbegierde hinsichtlich des Lebens nach dem Tod, auf die sie jedoch keine oder nur ungenügende Antworten erhielten. Vornehmlich Horrorgeschichten um Leichen und die künstlerische Darstellung des Fegefeuers bestimmten das Bild. Das intensive Interesse für Geister und verdammte Seelen zeigt die zunehmende Angst vor dem Tod, die durch Luthers weitere Verstümmelung der Botschaft Jesus Christus heftig geschürt wurde. Heutige Generationen sind mit diesem Konflikt aufgewachsen und können ihn deshalb als solchen nicht mehr erkennen.

Mehr unbewusst scheint er zu einer kritischeren Auseinandersetzung und einer Abwendung von ihm zu führen. Seinen Mitmenschen aber nahm Luther die letzte Hoffnung auf Erlösung. Gottes fatalistischer Wille führte sie entweder ins Paradies oder in die Verdammnis. Die Verdammten konnten selbst mit altruistisch besten Taten oder frommen Riten nicht auf Gottes Gnade hoffen und führte so den damals gebräuchlichen Ablasshandel ins absurde Gegenteil. Luther beklagte, dass sich die römische Kirche durch ihre Hervorhebung der Mittlerrolle ungerechtfertigt zwischen Gott und den Menschen gedrängt habe und der Heilige Stuhl mittlerweile „der Thron des Antichristen“ sei. Zudem hätte die Kirche die Idee der Hölle absichtlich verfälscht, um durch den Verkauf von

Ablässen klingende Münze schlagen zu können. Tatsächlich hatte sich der Ablasshandel in Luthers Zeit zu einer erheblichen Einnahmequelle der Kirche entwickelt. Auch offiziell bestellte Finanzmakler wie die Fugger waren für dieses Geschäft zuständig. Und zahlreiche Gläubige waren davon überzeugt, sich mit ihrem Vermögen an Vieh, Schmuck oder Barem von ihren Sünden freikaufen zu können und so eine Garantie auf den direkten Weg in den Himmel zu erhalten. Die Absolution wurde dem Beichtenden bereits erteilt, bevor er seine Buße erfüllt hatte. „Gnade für Bares" diente insbesondere dem Bau des Petersdoms in Rom. Eine vermutlich nicht geringe Menge wanderte jedoch besonders in die Taschen der Mittelsmänner, der Bischöfe und in die Privatschatulle des Papstes. Nicht wenige Kardinäle lebten wie Könige in eigenen Landhäusern, meist mit eigenem Personal vom Koch bis zum eigenen Knabenchor. Papst Sixtus IV. dehnte 1476 die Wirkung des Ablasses auf die Seelen der Verstorbenen aus. Besorgte Nachkömmlinge konnten nur durch eine angemessene Zahl von Gebeten oder durch Bares die Seele von Vater und Mutter direkt aus den Flammen des Fegefeuers retten. Wenn auch geschäftstüchtig und eigennützig, man hatte sich der Angst der Menschen vor dem Tod und der Zeit danach angenommen. Die Gläubigen konnten in Frieden und Zuversicht sterben.

Hätte die Kirche keinen derartigen Missbrauch mit den Ablässen getrieben, hätte sich die Empörung des Volkes in Grenzen gehalten und Luthers Thesen an der Wittenberger Schlosskirche wären möglicherweise ohne das ent-

sprechende Gehör verhallt, und wohl in aller Stille aus der Welt geschafft worden. Ein paar kleine Reformen und der Protestantismus wäre möglicherweise nicht entstanden und die Kirche wäre katholisch geblieben, im Sinne des griechischen Wortstamms ‚katholikos', allumfassend. So aber führten Luthers Proteste schließlich zum Bruch mit Rom und veränderten den Lauf der Geschichte. Am 15. Juni 1520 gab der Papst die Bulle ‚Exsurge Domine', Herr erhebe Dich, heraus, in der 41 von Luthers 95 Thesen verurteilt wurden. Seine Schriften wurden in Rom verbrannt. Im Gegenzug verbrannten Luther und seine Anhänger die päbstliche Bulle. Monate später wurde er offiziell exkommuniziert, wodurch die Reformation weiter an Boden gewann. Rom reagierte mit einer Art Gegenreformation und durch das Beenden vieler Missbräuche wurden viele abtrünnige Gläubige zurückgewonnen, nachdem sich bis 1570 zwei Drittel aller Menschen im Gebiet des heutigen Deutschland zu Luther bekannt hatten. Aber erst vierhundert Jahre später schränkte Papst Paul VI. 1967 die Gewährung von vollkommenem Ablaß stark ein. Seither darf allein der Papst oder ein von ihm ernannter Stellvertreter Ablässe gewähren.

Luthers reformatorischer Aufbruch, die Missstände in der römischen Kirche anklagend, führte zur Entstehung der Evangelischen Kirche, deren Glaubenslehre ausschließlich auf der biblischen Botschaft des Evangeliums basiert, losgelöst von altkirchlichen Glaubensbekenntnissen und Dogmen. Die Botschaft von Jesus Christus aber fand in Luthers Religionsbild keinen wirklichen Platz. Seine Hinter- und Abgründe werden erst allmählich breiter bekannt.

Nächstenliebe hatte bei ihm keinen Platz. Luthers Gottesbild war geprägt vom willkürlich zürnenden Gott des Alten Testaments. Er glaubte, im Namen Gottes auch Todesurteile fordern zu können. „Gott hängt, rädert, enthauptet, tötet und führt den Krieg“, so Luther. Vor allem aber schürte er die Angst vor dem Tod und machte die Erlösung des Menschen zum Spielball und Gutdünken Gottes. „Der Empfang des Heils und des Unheils hängt alleine davon ab, welche Menschen Gott verloren gehen lassen will, und welche nicht.“ „Die Christen könnten den Tod leicht erdulden, wenn sie nicht wüssten, dass der Zorn Gottes mit dem Tod verbunden ist. Das macht uns den Tod sauer . . . Der Heilige Geist setzt den Tod ein zur Strafe, dass er uns schrecken soll, nicht zum Spaß.“

Die Menschen lernten den Tod zu fürchten. Luther hatte den Tod für jeden mit einer absoluten Ungewissheit belegt und gleichzeitig eine Erlösung der Willkür Gottes überantwortet. Durch diese Entmystifizierung und Hoffnungslosigkeit der gesamten reformierten Welt wurde und blieb der Tod die nächsten etwa 200 Jahre lang makaber, sinnlos und zum Fürchten. Es entstand ein Spannungsfeld, den Tod außer Sichtweite zu halten und ihn ebenso direkt in das weltliche und religiöse Leben zu integrieren. So wurden Friedhöfe von ihrem angestammten Platz an der Kirche an die Stadtgrenzen verlegt und öffneten damit späteren Verlegungswellen nicht nur aus hygienischen Gründen die Tür, wie sie in seiner Zeit in Form etwa der Pestfriedhöfe bereits üblich waren. Dafür zierte jetzt der Tod in Form des Knochenmanns die Kirchenportale.

Hatte der mystische Tod, das innere Sterben des menschlichen Ichs, des Egos, noch zu einer Verbindung mit Gott und der gesamten Schöpfung geführt, waren die damit verbundenen Praktiken in der jetzt entstandenen Atmosphäre der Ungewissheit in Verbindung mit dem Tod, Anker und Rettungsleine, den Tod doch noch mit Würde zu empfangen und in ein gütiges Jenseits einzugehen. Erste Schritte einer Sterbebegleitung sind in dieser Zeit zu erkennen. So wie sich jeder selbst auf seine letzte Stunde vorbereitete, wurde es zur Praxis, dass die nächsten Angehörigen dem Sterbenden zur Seite standen und begleiteten. Sie hatten sich dabei an strenge Regeln zu halten und durften den Sterbenden auf keinen Fall durch Wehklagen und Weinen vom Tod zurückhalten. Ebenso erwartete man vom Sterbenden, dass er ein Zeichen gäbe, wenn er vom Bett auf die Erde gelegt werden wollte, die ihn bald aufnehmen würde und wann die Sterbegebete beginnen sollten. Und die Anwesenden wussten, wann sie die Tür zu öffnen hatten, um dem Tod den Zutritt zu erleichtern.

Diese Anleitung ist mit einer ganz und gar buddhistische Vorstellung verwoben, die den Sterbenden und sein Wohl im Diesseits wie im bevorstehenden Jenseits im Vordergrund sieht. Die Würde des Menschen war über seinen letzten Atemzug hinaus eine Selbstverständlichkeit, die nicht thematisiert werden musste. Dass sie mit dem Wiederaufleben der Hospizbewegung vor rund 40 Jahren sogar in den Vordergrund gestellt wurde, zeigt ihren Zerfall im Lauf der weiteren Entwicklung bei uns.

In unserer heutigen Gesellschaft scheint sie vielfach ver-

gessen, auch wenn sie in unserem Grundgesetz und in den Menschenrechten an erster Stelle verankert ist. Da die damals praktizierten Sterberiten aber auch eine auffallende Ähnlichkeit mit denen anderer Kulturen und Naturvölkern haben, zeigt den universalen Charakter des Todes und des damit verbunden Themas der Transformation des Menschen. Paul Danblon analysierte um 1972 Interviews mit 60 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in frankophonen Ländern. Die über die Konfessionsgrenzen hinweg bestehenden Analogien des sprachlichen Ausdrucks, Gefühls, der Einstellung zum Tod, sind dabei, fast möchte man sagen notwendigerweise, viel stärker, als die durch unterschiedliche religiöse Überzeugungen oder Bräuche bedingter Differenzen.

Zur Universalität dieses Themas passt ebenso, dass in der ersten deutschen Übersetzung des Tibetischen Totenbuchs, 1935 von Louise Göpfert-March herausgegeben, von C. G. Jung ein psychologischer Kommentar enthalten ist. Aber selbst Jung, der häufig Weisheiten erkannte, wo andere Gelehrte nur Aberglauben sahen, schrieb die Mythenmotive „lediglich“ einem geheimnisvollen kollektiven Unbewussten zu. Der Ägyptologe Schwaller de Lubicz kam zu einer erweiterten Schlussfolgerung. Er vermutet in den Mythen die dem Menschen älteste mögliche Form, Informationen über den Kosmos zu vermitteln. Eine dramtisierte Form der im Kosmos herrschenden Gesetzmässigkeiten, Prinzipien, Prozesse, Beziehungen und Funktionen. Damit kann Jungs kollektives Unbewusste als ein Fraktal der Mythen betrachtet werden, das die Gesamtheit der kosmischen Intelligenz beinhaltet. Diese Spur, die zur Kultur der alten Ägypter

führt, erhält eine grundsätzliche weitere Nahrung, betrachtet man die etymologische Bedeutung ihres Landesnamens: „Sitz der Seele Gottes (Ptah)“. In der memphitischen Theologie galt Ptah als Hauptschöpfergott, der den Aspekt der Toten- und Fruchtbarkeitsgottheit in sich barg.

Der Einfluss der Medizin ab dem Mittelalter

Noch wurde weder vom Priester noch vom Arzt erwartet, dass sie dem Sterbenden beistanden. Die Leistung des Arztes bestand darin, Heilung zu unterstützen oder zu einem leichten und schnellen Tod beizutragen. Es oblag ihm, die facies hipocratica zu erkennen, jene typischen Merkmale, die anzeigen, ob der Tod den Menschen bereits im Griff hatte. Der Arzt war bemüht, Hand in Hand mit der Lebenskraft zu gehen.

Ob Medizin und Arzt grundsätzlich Leben verlängern können, war an den Medizinschulen dieser Zeit heftig umstritten. Besonders arabische und jüdische Ärzte sprachen ihr diese Macht kategorisch ab und bezeichneten einen solchen Versuch, in die Ordnung der Natur einzugreifen, als pure Blasphemie. Paracelsus bekannte: „Die Natur kennt die Grenzen ihrer Bahn. Nach ihrem eigenen vorgeschriebenen Plan weist sie jedem ihrer Geschöpfe seine eigene Lebensspanne zu, so dass seine Energien sich verbrauchen während der Zeit, die zwischen dem Augenblick seiner Geburt und seinem vorbestimmten Ende verstreicht . . . Der Tod des Menschen ist nichts anderes als das Ende seiner täglichen Arbeit, ein Ausatmen der Luft, ein Verzehren seiner angeborenen balsamischen Kräfte der Selbstheilung, ein Verlöschen des rationalen Lichts der Natur und eine große Trennung zwischen den Dreien Körper, Seele und Geist. Der Tod ist die Rückkehr in den Mutterleib.“

Im Tod wurde nun ein natürliches Phänomen des Lebens gesehen, für das kein übel wollender Akteur, kein böser Blick, kein Schnitter, aber auch nicht Gott verantwortlich war. Wurde eine Transzendenz damit auch nicht ausge-

schlossen, trug diese neue Betrachtung des Todes dazu bei, den toten Körper zum Objekt zu reduzieren.

Sie bereitete im späten 17. Jahrhundert einer neuen Einstellung zu Tod und Krankheit den Weg, die sich schnell durchsetzte und in unserer Kultur noch heute gilt. War der menschliche Körper zuvor unantastbar, geriet nun sogar der Leichnam selbst unter das Skalpell des Arztes. Als 1375 in Montpellier öffentlich die erste autorisierte Leichensektion stattfand, wurde sie noch allseits aufs Schärfste als obszön verurteilt, und eine Wiederholung verboten. Zu dieser Zeit hatte der Tote noch seine rechtlich eigenständige anerkannte Stellung. Er konnte sogar die Lebenden juristisch belangen wie auch von ihnen belangt werden und Kriminalprozesse gegen Tote waren an der Tagesordnung. Der Tote konnte ebenso als Zeuge aufgerufen werden und Hinterbliebene konnten den Verstorbenen noch nach dem Tode verstoßen.

Jetzt aber wurde es zur Gepflogenheit innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs einen Leichnam pro Jahr zu sezieren. Auch an der Universität von Bologna wurde jedes Jahr, kurz vor Weihnachten, eine Leiche seziert. Andere, ausgewählte Universitäten durften alle drei Jahre den Leichnam eines verurteilten Verbrechers beanspruchen, der dann in Gegenwart eines durch die Inquisition bestellten Notars seziert wurde. In England hatten die medizinischen Fakultäten das Recht, pro Jahr vier Leichen vom Henker zu übernehmen.

1632 stellte Rembrandt die „Anatomie des Dr. Tulp“ fertig, auf dem der Arzt Nicolaes Tulp den anwesenden

Zuschauern die Skelettmuskulatur des Toten erklärt, einem gewalttätigen Straßenräuber, der wegen seiner Verbrechen gehängt wurde. Anatomie-Vorführungen wurden im 17. Jahrhundert zum gesellschaftlichen Ereignis. Sie fanden in Hörsaal ähnlichen, sogenannten anatomischen Theatern statt. Das Publikum, dem gesellschaftlichen Anlass entsprechend feierlich gekleidet, bestand hauptsächlich aus Zunftkollegen, Studenten sowie Honorationen und hatte Eintritt zu bezahlen. Jahrhunderte später entstanden daraus Krankenhausserien im Fernsehen und Wanderausstellungen präparierter Leichnahme, die immer wieder ebenso in der öffentlichen Diskussion stehen, wie auch eine Attraktivität besitzen, dass Besucher stundenlange Warteschlangen in Kauf nehmen.

Vesalius, eine medizinische Koryphäe seiner Zeit, schuf über vier Jahre hinweg bis 1542 einen über 600-seitigen Wälzer, das umfassende erste Lehrbuch der Anatomie, das in der breiten Bevölkerung Holbeins Buch zum Totentanz Konkurrenz machte. Der Arzt vermehrte jetzt seine anatomischen Kenntnisse und bekam eine neue Gelegenheit sein Können zu zeigen, auch wenn dies nicht unbedingt gleichbedeutend mit der Vergrößerung seiner Fähigkeit zu heilen war.

Die neu entstandenen medizinischen Rituale waren den Kranken eine Hilfe, die Angst, die ein makabrer Tod hervorrief, zu kanalisieren, zu beschwichtigen und auch zu unterdrücken. Francis Bacon, dessen „Wissen ist Macht“ uns bis heute verfolgt und Bildung als die rettende Arche des Menschen betrachtet, bezeichnete dann als erster die Verlängerung des Lebens als neue Aufgabe des Arztes.

Diesen Aspekt hielt er für den vornehmsten, neben der Erhaltung der Gesundheit und der Heilung. Es entstand ein öffentlicher Gesundheitsdiskurs. Medizinalordnungen wurden erlassen und der Arzt Johann Peter Frank, der als Begründer der öffentlichen Hygiene und des sozialmedizinisch geprägten Gesundheitsdienstes gilt, lieferte mit seinem sechsbändigen Werk „System einer vollständigen medicinischen Polizey“ ein Fundament für aufgeklärt hygienisches Gedankengut.

Auch eine veränderte demografische Entwicklung veränderte die Einstellung zum Tod und dem Umgang mit den Toten. Die Jahre mit Seuchen und Hungersnöten und damit verbundenen stärksten Schwankungen der Sterblichkeit gehörten der Vergangenheit an. Um 1800 wird das Bevölkerungswachstum in Deutschland zu einem sich selbst tragenden Prozess. Tradtionelle Lebenszusammenhänge wurden aufgebrochen und die gewohnten gesellschaftlichen Verhältnisse unterminiert. Die medizinische Polizei führte auch zu sozialen Segregationen. Krankheit galt angesichts wachsenden Leistungsdenkens als eine Störung, die umgehend zu beheben war. Kranke wurden zu Randgruppen der Gesellschaft, was wiederum begünstigte, das sich berufsständische Interessen der Ärzte und die Mechanismen politischer Herrschaft zu neuen Formen der Sozialdisziplinierung zusammenfinden konnten.

Hatte der Tod für kurze Zeit durch seine Entpersonifizierung für eine Gleichheit unter allen Menschen gesorgt und alle Priviligien, besonders auch die weltlichen, für diese letzte Stunde zunichte gemacht, war mit dem Ent-

stehen und dem Aufstieg des Bürgertums und dem neuen Verständnis des Arztes diese Gleichheit auch wieder zu Ende. Wer es sich leisten konnte, begann zu bezahlen, um den Tod zu bannen. Gleichzeitig wurden auch die Friedhöfe vor die Stadttore verbannt.

Nicht nur die Distanz zwischen Lebenden und Toten wurde so vergrößert, auch, und das ist entscheidend, die Distanz zwischen Leben und Tod. Der Tod war ganz offensichtlich etwas weiter weg aus dem Leben gerückt. Damit verloren die Kirchen wieder einen Teil mehr ihrer Verfügungsgewalt. Mit der Kommunalisierung vieler städtischer Friedhöfe sowie des Bestattungswesens übertrumpfte einmal mehr die gesellschaftliche Dynamik der technischen Rationalität die Macht des Glaubens. Hygienisch und platzökonomisch begründet wurde sodann die Einzelbestattung gegen die verbreitete Praxis der wahllosen Bestattung in Gemeinschaftsgruben. Aus Angst vor einem Scheintod entstanden die ersten Leichenhäuser und die Aufbahrung des Toten für eine Mindestfrist von 48 Stunden vor der Beerdigung wurde zur Vorschrift. Durch die noch beengten Wohnverhältnisse konnte die Aufbahrung in der Leichenhalle der Aufbahrung im eigenen Heim als Vorzug angepriesen werden.

Noch deutlicher wird diese Spannung durch die spätere Einführung der Feuerbestattung, die im Christentum zuerst als heidnisch abgelehnt wurde. Für dieses Verdikt sorgten ehemals der Glaube an die leibliche Auferstehung und der Reliquienkult, der mit der Verehrung der Märtyrergebeine in der Alten Kirche begonnen hatte.

War auch der Wunsch, in der Nähe der Reliquien beerdigt zu werden, charakteristisch, fanden auch im Mittelalter nicht alle Toten in der Kirche oder auf dem Kirchhof ihre letzte Ruhe. Hingerichteten, Andersgläubigen und Ehebrechern war dieses Recht verweigert.

Die Vorstellung, dass es nur genügend monetärem Einsatz benötigte, um die Grenzen der wissenschaftlichen Möglichkeiten auszudehnen und das Unmögliche Wirklichkeit werden zu lassen, um damit sogar den Tod besiegen zu können, war jetzt geboren. Eine beispiellose Entwicklung wurde so in Gang gesetzt, deren Richtung vom Diktat des Geldes bestimmt wurde.

Deshalb profitierten bei Weitem noch nicht alle Menschen von dieser Entwicklung. Sie gehörte mehr zum Klassenbewusstsein des aufsteigenden Bürgertums, das über die nötigen Mittel verfügte, sich diese vermeintlichen Segnungen erkaufen zu können. Der Umgang mit dem Tod wurde zu einer Angelegenheit für Medizintechniker und Friedhofsverwalter. Ein einst mehr oder weniger rätselhafter, vielschichtiger Mythos wurde zu einem Zustand, zu dessen Bewältigung ein institutionalisiertes Dienstleistungsangebot entstand. Dem freien polaren Platz dazu wurde in einer aufkommenden geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung die Rolle der Frau zugewiesen. Den psychischen Teil der Trauerarbeit hatte die Frau zu erfüllen, während der Mann Emotionen tunlichst zu vermeiden hatte. Die Frau musste ihre Affekte, den ungebändigten und formsprengenden Schmerz, unter dem Diktat der Schönheit und Anmut bezwingen, um als Trägerin männlicher Hoffnung und Freiheitsvorstellun-

gen fungieren und zur Harmoniserung der bürgerlichen Welt beitragen zu können, so Heidi Rosenbaum 1982 in ihrer Studie zu Geschlechterbeziehungen im 19. Jahrhundert. Dem Weiblichen wurde eine kompensatorische Rolle zugewiesen, die bis heute besteht.

Schließlich wurde anfangs des 20. Jahrhunderts ein geradezu hypochondrisch umsorgter Tod unter der Pflege klinisch bestens ausgebilderter Ärzte erstmals als allgemeines Bürgerrecht verstanden. Der Versuch, den Tod zu entzaubern und im Umgang mit den Toten eine bürgerlich aufgeklärte Form von Rationalität durchzusetzen, war gelungen. Effizienz, Technisierung und Gleichheit prägten das Verständnis. Parallel dazu entwickelte sich ein neues Bild der Friedhöfe und Gräber.

Die Natur wurde zu einem langfristig immer wirksameren Gestaltungselement der Friedhöfe und kompensierte damit die verlorene Natürlichkeit im Umgang mit dem Tod. Zum Nimbus als nach hygienischen Gesichtspunkten angelegtem Leichendepot, gesellte sich eine gefühlsbetonte Wendung. Der Friedhof wurde als ästhetisch-melancholischer Ort zum Verweilen. Dank seiner ästhetischen Reize und auch seiner immer großartiger ausfallenden Grabdenkmäler wurde der damalige Zentralfriedhof von Paris als erster europäischer im Stil eines englischen Landschaftsgartens angelegt und sogar in Reiseführer aufgenommen.

Diese Kultur hat sich teilweise bis heute erhalten. Mit ihr ein eher unbewusstes Wissen um die Verbindung der Toten mit den Bäumen. Mehr als alles andere galten in

der Vergangenheit bei vielen Völkern alte Baumriesen als Herberge der Toten. Viele der Indianer, Melanesier und auch Sibirier binden noch heute die Toten in die Äste solcher Bäume. Seit der Antike gilt die Ulme als Totenbaum. Im germanischen Kulturkreis ist sie ein Baum der Wiedergeburt. Die Sykomore, eine Art Feigenbaum, ist der Weltenbaum der Ägypter und Sitz der Himmelsgöttin Hathor, die den Toten das Lebenswasser spendet. Wurde der Leichnam in der Erde bestattet, wurde ihm dafür ein Sarg, ein ausgehöhlter Baumstamm, oder ein Boot als vorübergehender Körper zur Verfügung gestellt. Wie die Wiege, die den Säugling behütet, so umhüllt das schützende, mütterliche Holz den Menschen auch in dieser Phase des Übergangs in eine andere Seinsform. Dort kann er sich geschützt ausruhen, bevor er den Totenpfad weiterwandert.

Für die Slaven galten ganze Baumgruppen als heilig, wo die Toten wie Waldgeister von einem Stamm zum anderen huschen. Dort einen Baum zu fällen, würde den Frevler in den Wahnsinn oder ins Unglück trieben. In den indischen Veden wurde Yama, der erste Mensch, der starb, zum Fürsten der Toten. Er lebt in einem Baum und berauscht sich dort mit den Göttern am Somatrunk. Der Gestorbene, seines Körper beraubt, sucht Zuflucht in alten, großen Bäumen. Dort findet er Einlass in Yamas Reich. Seine männlichen Verwandten weisen der Totenseele den Weg. Sie befestigen einen Tonkrug am Stamm und spenden dem Toten Wasser und ungesalzene Reiskugeln. Nach zwei Wochen, also einer halben Lunation, wird der Tontopf zerschlagen, dem Verstorbenen als Zeichen, dass die Zeit gekommen ist, weiterzuwandern.

Viele Friedhofsbäume galten schon seit Jahrtausenden als Totenbäume, voran die giftige Eibe, die überall der Totengöttin geweiht war und die den Verstorbenen Schutz gewährt, „vor Eiben kann kein Zauber bleiben!“ Der Wacholder, der Holunder, die „trauerverkündenden“ Zypressen, die Thuja und die dem Sensenmann Saturn geweihten Buchen sind klassische Friedhofsbäume.

Immer wieder sprechen Sagen auch von Verstorbenen, die sich in Bäume verwandeln. Wie vom frommen alten Paar Philemon und Baucis, denen es durch das Wohlwollen der Götter vergönnt war, gemeinsam zu sterben und als Eiche und als Linde weiterhin nebeneinander zu wachsen. In der keltischen Sage findet die leidenschaftliche Liebe von Tristan und Isolde erst nach dem Tod ihre Erfüllung: Als Haselstrauch und Geißblatt entwuchsen sie ihrem Grab und umrankten einander so fest, dass niemand sie trennen konnte.

Der Assistens Friedhof in Kopenhagen liegt in einem großen Park und wird heute zahlreich von Spaziergängern frequentiert. An den Mauern des Kirchhofs findet von Mai bis Oktober jeden Samstag ein Flohmarkt statt. Eine Renaissance erlebt diese Praxis aktuell durch die Ambitionen von Friedhofsdirektor Richard Moylan, den New Yorker Green-Wood Friedhof zu einer Touristenattraktion, Ausflugsziel und Erholungspark zu wandeln. Nach Vorbild des Pariser Pere Lachaise-Friedhof angelegt, mit 600.000 Gräbern aber drei Mal so groß wie dieser, kommt er derzeit an seine Kapazitätsgrenze, weshalb seine Nutzung verändert werden muss.

Die Friedhofsreformbewegung stellte die Weichen für eine weitgehende Funktionalisierung, wie sie bei uns dann in der Weimarer Republik auf breiter Ebene anvisiert wurde. Der Friedhof entwickelte sich zu einem Objekt technokratischer Städtebauplanung. Bezeichnend ist der damals vom Dresdner Stadtbaurat Paul Wolf gezogene Vergleich mit den Prinzipien zeitgenössischem Mietwohnungsbaus: „Das Reihengrab ist für den Friedhof ein ähnliches Element, wie das Mietshaus für den Städtebau". Hier wie dort wurde die Privatsphäre architektonisch rationalisiert.

Der Schriftsteller Franz Werfel beklagte Anfang der 1930er Jahre eine Unterwerfung des Todes unter einen „schnurgeraden Mechanisierungsprozess". Erst jüngste heutige Tendenzen durch anonyme Bestattungen und den Friedwald lassen erkennen, dass die Frage von Gestaltungsvorschriften für individuelle Grabstätten, lange wichtigstes Anliegen der kommunalen Reformer, erheblich an Bedeutung verliert. Das Recht auf individuelle Grabmalgestaltung wird denn auch in der Neufassung von 1989 der Musterfriedhofssatzung des Städtetages verstärkt. Diese Tendenzen lassen neben dem Friedwald auch klassische Friedhöfe ganz ohne Grabmäler denkbar werden, unterstützt durch den bereits seit den sechziger Jahren einsetzenden Trend zur anonymen Urnenbeisetzung. Er verhilft nicht nur einstigen Utopien vom kollektiven Grab zur späten Realisation, sondern verschärft besonders die Entwicklung hin zur puren Funktionalität, die diesen Ort damit einer weiteren traditionellen Aufgabe beraubt.

Friedhöfe, Leichverbrennungsplätze, Totenhaine, Toten-

bäume und Särge galten immer als Aufenthalts- und Einweihungsorte für Hexen und Schamanen. Nicht nur indianische und sibirische Schamanen fanden hier ihre Initiation. Dem äußeren Auge erscheint der Baum, in dem die Totenseelen ihre Zuflucht suchen, meist als mächtiger Feigenbaum. Dem inneren Auge jedoch offenbart er sich als der Weltenbaum selbst. Es ist der Schamanenbaum, die Himmelsleiter, das kosmische Rückgrat, das die höchsten Himmel und die tiefsten Unterwelten verbindet. Es ist der Weg, den sich der Wiederverkörpernde nimmt, den der Schamane in Trance bereist. Es ist der Baum, in dem die Hexe sitzt und lauscht und hämisch lacht. Auch Sadhus werden zu Mitternacht an einem Leichenverbrennungsplatz geweiht. Dort sterben sie, legen ihre Kleidung ab, ihr bisheriges Leben und ihren Namen. Von nun an kleiden sie sich in Asche oder in das rote Tuch, das an die Flammen des Scheiterhafens mahnt. Die Verwandlung dieser hinduistischen Mönche ist heute noch ein öffentlicher Ausdruck des psychischen Sterbeprozesses und der Auferstehung in einem geläuterten Geist.

Die Sozialversicherung unter Otto von Bismarck

Vor dem Hintergrund des äußeren Fortschritts ging es den Menschen um 1900 nicht mehr so sehr darum, das Glück zu vergrößern, sondern mehr das Leiden möglichst gänzlich abzustellen. Ab 1883 erfolgte in diesem Kontext in mehreren Schritten die Einführung der Sozialversicherung unter Otto von Bismarck. Zuerst bezeichnender Weise nur eine Krankenversicherung, wurde sie zügig um eine Unfall- und Rentenversicherung ergänzt. Und im Forderungskatalog der Gewerkschaften waren nunmehr nicht mehr nur Arbeitsbedingungen und Löhne enthalten, die medizinische Versorgung auch über das Arbeitsleben hinaus, wurde zu seinem Bestandteil.

Eine lebenslange Pflege für jeden klinischen Krankheitszustand wurde in den Köpfen einer ganzen Kultur unabdingbare Voraussetzung eines angemessenen Todes. Die lebenslange ärztliche Betreuung, die als lebensverlängernd verstanden wurde und wird, war nunmehr ein Dienst, den die Gesellschaft allen ihren Mitgliedern schuldete. Sie ist jetzt dafür verantwortlich, den Tod eines jeden, unabhängig seiner Klassenzugehörigkeit, zu verhindern. Behandlung, ob sinnvoll und wirksam oder nicht, kann zur Pflicht gemacht werden. Vor der Begegnung mit dem Tod steht grundsätzlich die Begegnung mit dem Arzt.

Das Entstehen von Patientenverfügungen in den letzten Jahren, wie ihre kontroverse politische Diskussion darüber, zeigt, in welchen Exzess sich dieses System zwischenzeitlich verrannt hat. Und wir sehen in Anfängen die Menschen, die sich die Befugnis zu ihrem eigenen Tod wieder zu sich selbst zurückholen. Ganz von selbst beginnt das Pendel am Punkt seines weitesten Ausschlags

wieder zurückzuschwingen.

Die Bestrebungen des Bürgertums den Tod zu bekämpfen war in abgemilderter Form bereits in den früheren Jahrhunderten bei den Königen und Päbsten üblich. Nur sie hielten sich oder konsultierten ihre Hofärzte. Allerdings nicht mit dem Ziel einer Lebensverlängerung, sondern zur Erhaltung ihrer Gesundheit, um ihre Verpflichtung bis zum Todestag im Amt zu bleiben, möglichst rüstig erfüllen zu können.

Jetzt aber sah das Bürgertum im Tod den absoluten Preis für einen absoluten ökonomischen Wert. Die Aussicht länger leben zu können und das Verlangen nach ärztlicher Hilfe bei unheilbaren Krankheiten wirkten zusammen, um eine neue Vorstellung von Krankheit entstehen zu lassen. Besonders den Älteren schwebte jetzt eine Form vermeintlicher lebenslanger Gesundheit vor, anstelle der üblichen Gebrechen und Nöten. Da die Erwartungen die Möglichkeiten jedoch bei weitem übertrafen, wurde binnen nur einer Generation das chronische Leiden ein modisches Accessoire, das gerne zur Schau gestellt wurde.

Eine Gepflogenheit, die sich in allen Schichten bis heute hartnäckig gehalten hat. Wir geben chronischen Leiden eine Wichtigkeit und eine seltsame Aufmerksamkeit, die eigentlich der Gesundheit gebührt, an der wir aber achtlos vorüber gehen, solange sie unser Gast ist. Und schon damals wurden Reisen in andere Klimazonen zum Anspruch für den geplagten und leidenden Körper. Die ärztliche Pflege langwieriger Leiden, auch wenn sie nicht selten gar zu einem frühzeitigeren Tod führten, war

schlicht ein Zeichen von Vornehmheit und Kapitalkraft. Gesundheit und eine Hinauszögerung des Todes, ganz gleich wieviel ärztlicher Beitrag dazu nötig war, war das Statusprivileg der besseren Gesellschaftsschicht. Sie nahm nun dem Tod das Stundenglas aus der Hand und beschäftigte Ärzte, die dem Tod vorzuschreiben hatten, wann er zugreifen durfte. Und sie verliehen damit dem Arzt eine neue Macht, über die er in der gesamten Entwicklungsgeschichte seines Berufsstands nie verfügt hatte. Und ohne dass er auch nur im geringsten beweisen konnte, ob er den Ausgang tödlicher Krankheiten tatsächlich beeinflussen konnte oder nicht.

Noch im 19. Jahrhundert wurde ein Hippokrates zugeschriebener Satz allfällig zitiert: „Du wirst kein Gewicht, keine Form und auch keine Berechnung finden, auf die du dein Urteil über Gesundheit und Krankheit stützen kannst. In der ärztlichen Kunst gibt es keine Gewissheit, außer in den Sinnen des Arztes“.

Doch wenn schon der Ingenieur offensichtlich gelernt hatte, die Erde zu beherrschen, warum sollte dann nicht der Arzt den Tod beherrschen können? Das Bild der Krankheit als mechanischer Störung war damit schon fest in den Köpfen der Menschen verankert. Der Mensch wurde zur Maschine, für die ein wachsendes Ersatzteillager bereit stand, das sich im heutigen Umgang mit Organtransplationen auf deutlichste Weise entlarvt.

Durchzogen von einer Fülle gezielter Fehlinformationen, werden Organspender geworben und Spendeunwilligen fehlende Nächstenliebe sowie ein amoralisches Gewissen

unterstellt. Die zu einer Organentnahme verbundene Todesdefinition durch einen Hirntod ist selbst unter Ärzten wesentlich umstrittener, als es durch die Befürworter behauptet wird. Der hirntote Patient ist aus physiologischer Sicht keinesfalls ein Leichnam, gleichwohl dient der Mensch genau in diesem Stadium als Organspender. Tatsächlich zeigen sich Hirntote häufig offensichtlich als Lebende bzw. als Sterbende, die bei der Organentnahme zumeist auch narkotisiert und durch Medikamente ruhiggestellt werden. Ihr Herzschlag setzt entsprechend häufig erst während oder nach der Organentnahme aus.

2006 überlebte jeder Sechste seine Herztransplantation nicht, bei einem Viertel aller Transplantationszentren betrug die Krankenhaussterblichkeit 30 Prozent. Organempfänger sind lebenslange Medikamentenkonsumenten. Die psychische Belastung und deren Langzeitfolgen für Angehörige der Organspender wie auch für die Organempfänger wird unterdrückt. Ein würdiges Sterben und Abschiednehmen von den Organspendern wird von den Ersatzteil heischenden Medizinern vereitelt, unter dem Deckmantel Leben zu retten.

Die Seele, die nach Vorstellung vieler Religionen, insbesondere auch im Christentum, bis zu drei Tage nach dem Todeszeitpunkt benötigt, um den Körper zu verlassen, wird ignoriert zugunsten einer Begeisterung der Menschen für eine hochtechnisierte medizinische Behandlung. Alleine hier zeigt sich der unablässige Wunsch nach immer mehr und immer größeren technischen Wundern auch und gerade in der Medizin.

Technische Errungenschaften üben seit jeher eine große, wenn nicht die größte, Fasziniation auf den Menschen aus. Die Dampflok, das Automobil, Radio und Fernsehen, die erste Mondlandung, der Computer, alle zogen und ziehen sie Unzählige in ihren Bann. Nunmehr geben wir unser Leben dafür, soviel medizinische Behandlung wie nur möglich zu bekommen. Verbunden mit der Vorstellung des Wunders, auch noch vom Alter und schließlich vom Tod kuriert zu werden.

Auch hier liegt unser Fokus auf dem Mangel, auf dem befürchteten Verlust. Wie wäre es wohl um unser Wohl bestimmt, würde unser Fokus auf dem Geschenk unserer Gesundheit, auf dem Geschenk unserer Lebens liegen?

Der Anteil der Gesundheitskosten am Bruttoinlandsprodukt betrug 2005 in Deutschland 10,5 Prozent. 1960 waren es rund die Hälfte weniger. Spitzenreiter sind die USA mit einem Anteil von 13,9 Prozent im Jahr 2001, im Vergleich zu 6,9 Prozent in 1970. Vor 1950 wurden in den USA weniger als ein Monatseinkommen nach den Anweisungen des behandelnden Arztes ausgegeben. Ende der Siebziger Jahre waren es der Gegenwert von fünf bis sieben Arbeitswochen. In Deutschland waren es im Jahr 2008 neun Arbeitswochen, auf Grundlage des durchschnittlichen Haushaltsnettoeinkommens.

Als der Arzt begann, sich zwischen Mensch und Tod zu stellen, verlor dieser die Unmittelbarkeit und Intimität, mit der er zuvor mit dem Menschen verbunden war. In der Kunst wurde diese Wandlung auch in der bildlichen Darstellung dieses Themas entsprechend vollzogen.

Nachdem die klinische Krankheit und der klinische Tod eine gewisse Entwicklungsstufe erreicht hatten, zeigen Bilder, wie der Arzt die Initiative ergreift und dem Tod den Weg zum Patienten verwehrt. Jetzt kämpft nicht mehr der Patient, sondern der Arzt mit dem Tod. Im Auftrag und mit garantierter Kostenübernahme durch die Sozialversicherung. Der Preis, den jeder einzelne dafür zu bezahlen hat, ist die Erschwerung des Sterbens. Der Mensch wurde fortan über Jahrzehnte hinweg mit einem sozialpolitischen Bild vom Tod vertraut gemacht, das seine früheren, traditionellen Vorstellungen von Gesundheit wie Krankheit, insbesondere aber vom Tod, vollständig zerstörte. Durch den klinischen Tod hat sich das Krankenverwaltungswesen zu einer Art monolithischen Weltreligion entwickelt, deren Dogmen sich zu unbefragten Regeln entwickelt haben, die nicht mehr auf Würde, sondern wiederum auf Geld basieren. Das Leben und seine zwanghafte Erhaltung ist zu einer Ware degradiert. Der mit allen Mitteln zu erreichende Sieg über den Tod bestimmt, wann und nach welchen Demütigungen und jatrogenen Folgen der Sterbende tatsächlich sterben darf. Möglicherweise rangieren die jatrogenen Folgen medizinischer Eingriffe heute sogar an erster Stelle der Todesursachen. Aufgrund der Dunkelziffern ist diese Zahl aber nicht wirklich verifizierbar.

In seinem 1967 erschienen Buch „Übergang“ berichtet David Sudnow über die soziale Organisation des Sterbens im Krankenhaus. Alleine ein relativ harmloser Auszug daraus zeigt, wie das Handeln der Mitarbeiter schon damals von allen anderen Interessen bestimmt wird, nur nicht von den Interessen und der Würde des Sterbenden:

„Eine Krankenschwester wurde beobachtet, wie sie über mehrere Minuten versuchte, die Augenlider einer Patientin zu schließen. Die Schwester erklärte, die Frau liege im Sterben. Endlich gelang es der Schwester die Augen der Patientin zu schließen und sie sagte mit einem befriedigten Seufzer: Jetzt sind sie richtig. Befragt nach ihrem Tun, meinte sie, die Augen des Patienten müssten im Tod geschlossen bleiben, damit die Leiche einem schlafenden Menschen gleiche. Dies sei schwieriger zu erreichen, wenn Haut und Muskeln bereits in Erstarrung übergingen. Daher versuche sie, so ihre Erklärung, die Augen stets bereits vor Eintritt des Todes zu schließen. Damit würden Zeit und Mühe gespart, wenn das Stationspersonal käme, um die Leiche abzuholen. Es sei eine Sache der Rücksicht auf die Arbeiter, die am liebsten so wenig wie möglich mit den Leichen umgingen."

Nicht so harmlos sind da aktuelle Gebührenregelungen der Krankenkassen, dass bestimmte Operationen nur dann dem Krankenhaus vergütet werden, wenn der Patient danach noch einen bestimmten Zeitraum am Leben ist. Was in der Praxis immer wieder auch zu wiederholten Reanimationen führt, damit der Patient das vorgeschriebene Zeitfenster für die Kostenübernahme mit schlagendem Herzen verbringt. Diametral dazu stehen die „englischen" Entlassungen (Arztjargon) aus dem Krankenhaus, bei denen der Patient aus der Klinik nach Hause geschickt wird, weil er die von der gesetzlichen Krankenkasse genehmigte Grenzverweildauer erreicht hat, unabhängig von seinem Heilungsstatus. Abhängig von der Kopfprämie der Klinik sorgen dann die niedergelassenen Ärzte für Patientennachschub. Ist diese Praxis

auch verboten, gibt es laut Manfred Wirth, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Urologie und Klinikdirektor in Dresden, ganze Regionen, in denen solche Prämien inzwischen gängig seien.

Mit der Hoffnung der Ärzte den Verlauf einer Krankheit beeinflussen zu können, entstand der Mythos, dass sie Macht über den Tod hätten. Die neuen, dem Arzt zugeschriebenen Kräfte, verliehen ihm als Kliniker einen hohen gesellschaftlichen Rang. Der Tod wurde so zum Resultat spezifischer, vom Arzt attestierter Krankheiten. Er verblasste zu einer Metapher, deren Platz die jetzt definierten tödlichen Krankheiten einnahmen. Der Tod, universelle Naturkraft, essentieller Bestandteil des Lebenszyklus, begann sich damit in eine Vielzahl spezifischer Ursachen des klinischen Exitus nebulös aufzulösen.

Dabei klaffen Vorstellung und Realität seit Beginn dieser Entwicklung tatsächlich weit auseinander. Krankheiten kamen und gingen. Durch die ärztliche Praxis ließen sie sich kaum entscheidender beeinflussen, als von den Ritualen der Priester in früheren Zeiten. Zwar reklamierten sie ihre Reputation durch den Rückgang der Infektionskrankheiten, die zu Beginn des Industriezeitalters vorherrschten. Doch als es 1882 Robert Koch erstmals gelang, den TBC-Bazillus zu isolieren und zu kultivieren, war die Sterblichkeit durch Tuberkulose bereits wieder um die Hälfte zurückgegangen. Noch bevor Antibiotikas routinemässig eingesetzt wurden, war sie bis nach dem Zweiten Weltkrieg um das Fünfzehnfache gesunken. Zwischen 1860 und 1965 reduzierte sich die Sterblichkeit durch die Kinderkrankheiten um 90 Pro-

zent, bevor Antibiotika und Schutzimpfungen allgemein verbreitet waren. Schon Samuel Hahnemann hatte immer wieder gerne auf die signifikant unterschiedlichen Erfolge seiner Homöopathie gegenüber der Schulmedizin bei der Bekämpfung der Typhusepidemie 1813 in Leipzig und der Cholera 1831 in Raab hingewiesen.

Die Veränderungen der Sterblichkeitsraten sind anerkannter Weise mehr durch die veränderten Wohnverhältnissen, mit einer Verbesserung der gesamten hygienischen Verhältnisse bedingt, was ebenso wie eine bessere Ernährung die generelle Widerstandskraft und eigene Heilkraft des menschlichen Körpers gefördert hatte. Dazu zählt insbesondere auch die allgemeine Durchsetzung einfachster Hygienevorschriften in den Kliniken nach den Entdeckungen von Ignaz Semmelweis. Der Epidemiologe Tom Jefferson, ehemals Hausarzt bei der britischen Armee, sieht im Händewaschen den wahrscheinlich auch heute noch besten Schutz nicht nur vor einer Ansteckung mit Grippeviren, sondern vor den meisten anderen Atemswegs- und auch Magen-Darm-Infekten. Dagegen sieht er in Impfungen wie etwa gegen die Schweinegrippe die Vorgauklung einer falschen Gewissheit. Dass Medikamente oder Impfungen die Sterblichkeit an Grippe senken können, ist möglich, aber bislang nicht belegt.

Mehrere Untersuchungen über die vorrangige Bedeutung der Umwelt für den Gesundheitszustand, begründen bereits seit dem 18. Jahrhundert diesen Zusammenhang. Als die wichtigsten und zugleich praktikabelsten Massnahmen wurden die Abwasserbeseitigung, die Abfuhr

jeglichen Unrats aus Wohnungen, Straßen und Höfen gesehen sowie die Verbesserung der Wasserversorgung. Max von Pettenkofer, nach dem heute das Institut für Hygiene und Medizinische Mikrobiologie in München benannt ist, berechnete bereits 1873 die Kosten des Gesundheitswesens für die Stadt München in Form entgangener Löhne und medizinischer Behandlungskosten. Pettenkofer war der Überzeugung, besonders eine bessere Wasserversorung und Müllbeseitigung würden Mortalität, Morbidität und Arbeitsversäumnis verringern, und dies würde sich entsprechend auszahlen.

Die epidemologische Forschung über mehr als ein ganzes Jahrhundert hat bestätigt, dass die Umwelt der bestimmende Faktor des grundsätzlichen Gesundheitszustandes der Bevölkerung ist, unabhängig vom Grad der ärztlichen Versorgung. Schon Pettenkofer hatte den Verdacht, dass Krankheitserreger durch den Kontakt mit der Umwelt verändert werden könnten. Beschaffenheit von Nahrung, Wasser und Luft, in Korrelation mit dem Grad soziopolitischer Gleichheit, bestimmen entscheidend, wie gesund sich Erwachsene fühlen und in welchem Alter sie für gewöhnlich sterben. Daran hat eine ehrfurchtgebietende Medizintechnik nichts geändert.

Aber es ist ihr gelungen, den Tod aus dem Bewusstsein der Menschen herauszulösen. Den Tod gibt es nicht mehr, an seiner Stelle kursieren zahllose Todesursachen im Sprachgebrauch des aufgeklärten Menschen. Mit dem Tod unter ärztlicher Zwangsbetreuung lebten die primitivsten Illusionen hinsichtlich vermeintlicher Todesursachen wieder auf. Hören wir heute vom Tod eines

Menschen, bezieht sich unsere erste Frage in den allermeisten Fällen auf die Ursache, woran der Tote gestorben ist. Für eine Gesellschaft, die auf Schuld fixiert ist und für alles und jedes einen eindeutig zu benennenden Schuldigen braucht, war es ein Leichtes, diese Auffassung bis heute auch in diesem Kontext bestehen zu lassen. Wir stehen damit ganz und gar auf der Ebene der primitiven Kulturen. Der Tod verlangte schon bei ihnen einen Schuldigen und sei es in Form einer übernatürlichen Erklärung. Ob der Fluch eines Feindes, der Bann eines Zauberers oder ein gerissener Schicksalsfaden der Nurnen, heute ist der Arzt dafür verantwortlich, der selbst entsprechend zahlreiche Gründe für den Tod vorhält. Absurder kann unser Kampf gegen den Tod selbst noch in seinen Begleitumständen nicht gezeigt werden. Auf amtlichen Formularen ist die Todesursache anzugeben, in den Todesanzeigen wird sie genannt. Diese Akribie mit der Ursache treibt unser kausalitätsfixiertes mechanistisches Denken auf die Spitze. Wir verstecken den Tod hinter einer Ursache. Wir weigern uns mit den letzten Mitteln, ihm direkt ins Gesicht zu sehen.

Begünstigt wurde dieser Wandel mit der schnellen Veränderung der Krankenhäuser, von einer Stätte der Versorgung für Arme und Pilger, wie noch in den Jahrhunderten davor, zu einem Platz intensiver medizinischer Diagnostik und Therapie sowie der Lehre und Ausbildung. 1710 wurde in Berlin die Charite noch als Pestkrankenhaus gegründet. Allgemeine Krankenhäuser entstanden dann ab 1780 in Wien und weiteren Großstädten. Schon bald war die Klinik ein Laboratorium, wo mit Behandlungsformen experimentiert wurde.

Das Expertenbewusstsein des neuen, wissenschaftlich geschulten Arztes führte zu einem Eifer, der die Behandlung und Reparatur anstelle einer Heilung im Vordergrund sieht. So entstand der Tod unserer Zeit, der klinische Tod. Binnen kurzem avancierte er zum Ideal, das sich bis heute erhalten, ja extrem gefestigt, hat und dennoch erste Auflösungstendenzen zeigt. Die soziale Kontrolle der Bevölkerung durch das medizintechnische System wurde zu einer der wichtigsten ökonomischen Bestrebungen. Heute ist eines der größten Krankenhäuser Europas das 1985 eingeweihte Universitätsklinikum Aachen. Im Jahr 2007 wurden dort 44.400 Patienten stationär und 207.000 ambulant versorgt.

War die Medizin im Altertum noch eng mit der Religion verbunden, alleine etymologisch im Grunde eine zwingende Verbindung, hatte die Kirche nicht zuletzt durch die Reformation und begünstigt durch die Zweiteilung des Menschen durch Descartes, die Aufgabe der Krankenversorgung der stetig wachsenden Ärztezahl in die Hand gegeben. Indem sie immer wieder traditionelle Glaubenspositionen aufgab, entzog sie sich im Bewusstsein der Menschen auch immer weiter vom Umgang mit dem Tod. Ihre Unterstützung galt mehr und mehr dem technokratischen Verständnis einer seelenlosen Medizintechnik.

Unsere Bestattungskultur

Ein einschneidendes Datum der Neuzeit dazu ist der 10. Dezember 1878. An diesem Tag geschah die erste Leichenverbrennung in einem deutschen Krematorium, in Gotha. Weder früher noch später erlebte unser Bestattungswesen eine größere Revolution. Aus Sicht unserer Religion, aber auch seitens technokratischer Funktionalität. Denn jetzt wurde damit selbst der Leichnam erstmals einem hochtechnisierten Apparat überlassen (zu dem der Zutritt bis heute noch tabu ist) und die Beisetzung der Asche erlaubte mit ihrem relativ geringen Platzbedarf eine effizente Ausnutzung der Friedhofsflächen.

War in der Geschichte die Feuerbestattung schon immer zusammen mit der Erdbestattung die häufigste Bestattungsart, gehörte sie wie bei anderen Kulturen auch in Europa zur Tradition. Frühe Leichenverbrennungen fanden jedoch in offenem Feuer statt, was im antiken Rom vermutlich durch die damals steigenden Holzpreise bereits für einen Rückgang dieser Einäscherungspraxis gesorgt hatte. Bevor das sich ausbreitende Christentum die Leichenverbrennung einschränkte und mit der Zeit endgültig verdrängte.

Keine drei Jahre nach der ersten Krematoriumsverbrennung in Gotha wurde sie denn auch durch den Heiligen Stuhl Papst Leo XIII „als barbarische Sitte“ und Verletzung der natürlichen Pietät verboten. Auch weil sie, wie er richtig sah, zudem geeignet sei, dem Materialismus den Weg zu ebnen. Wer eine Feuerbestattung wünschte, konnte nicht mehr eingesegnet und kirchlich bestattet werden. Auch die Bestattung der Urne in der „geweihten

Erde“ eines kirchlichen Friedhofs wurde verboten. Erst achtzig Jahre später, 1964, wurde dieses Verbot im katholischen Kirchenrecht aufgehoben, sofern mit der Einäscherung nicht die explizite Leugnung des Glaubens an die Auferstehung zum Ausdruck gebracht werden sollte. Eben das enge Verständnis und der Glaube an die Auferstehung hatte ursprünglich zu diesem Verbot geführt. Wurde der Körper des Verstorbenen bei der Auferstehung von Gott wieder zum Leben erweckt, bedeutete es zwangsläufig eine Missachtung Gottes, den Körper durch Feuer zu zerstören.

Aus dieser Haltung des Verstümmelungsverbots von Leichnamen wurde bis in die 1950er Jahre von kirchlicher Seite auch die Organspende abgelehnt. Heute sieht sie darin einen Akt der Nächstenliebe, der Vorrang vor der körperlichen Integrität des Leichnams habe. Die pragmatisch rationale Einstellung zum Tod hatte denn auch hier auf ganzer Linie gesiegt. Der naturwissenschaftliche und technologische Positivismus entledigte den christlichen Glauben seiner normativen Funktion.

Der erste Vorstand des 1883 neubegründeten Hamburger Feuerbestattungsvereins bestand aus drei Ärzten, drei Kaufleuten und je einem Rechtsanwalt, Beamten, Chemiker, Ingenieur und Buchdruckereibesitzer. Bei den Feuerbestattungsanhängern handelte es sich um einen spezifischen Kreis des gebildeten Bürgertums, der pragmatisch offensiv auf die gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen reagierte. Insbesondere Mediziner engagierten sich weiterhin für den Bau von Krematorien.

Mit dem Bau weiterer Krematorien und der Zulassung der Feuerbestattung auch in den großen Bundesstaaten Preußen und Bayern wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg der Weg gebahnt, der dann in den 1920er Jahren den endgültigen Durchbruch dieser Bestattungsform brachte. Entscheidend dafür war letztlich die breitere Akzeptanz in der Arbeiterschaft, begünstigt durch die Anstrengungen der Sozialdemokraten und der Gewerkschaften.

In Berlin wurde 1905 von zwölf Sozialdemokraten der Verein der Freidenker für Feuerbestattungen gegründet. Alleine die Namensgebung lässt vermuten, wie sehr dieses Thema die Gesellschaft herausgefordert haben muss. Aus Gewerkschaftskreisen heraus wurde im Jahr 1913 der Volksfeuerbestattungsverein Groß-Berlin gegründet. Beide Vereine erlebten in den zwanziger Jahren einen enormen Aufschwung.

Der Tod August Bebels 1913 wurde zum Zugpferd für die Feuerbestattung und bietet ebenfalls aufschlussreiche Einblicke in die politische Dimension der damaligen Auseinandersetzung damit. Entsprechend seiner technikeuphorischen Einstellung diente Bebel als Testimonal für eine gelungene Feuerbestattung. Der öffentlichen Aufbahrung folgte der Trauerzug zum Krematorium sowie die Bestattungsfeier, bevor am folgenden Tag seine Asche ohne zermoniellen Aufwand im Familiengrab beigesetzt wurde. Bebels unverbrüchlicher Glaube an die Naturwissenschaft und an den historischen Fortschritt beruhte auf einer explizit antikirchlichen Auffassung: „...die moderne Kultur ist eine antichristliche Kultur“, schrieb er bereits 1884.

Eine weitere deutliche Steigerung der Einäscherungszahlen gelang in den Folgejahren den Kommunen durch gezielte Gebührensenkungen. Betrug ihr Anteil an allen Bestattungen in Deutschland im Jahr 1920 unter zwei Prozent, waren es zehn Jahre später bereits 7,5 Prozent, mehr als eine Vervierfachung. Noch signifikanter ist die Entwicklung in den Großstädten. In Hamburg etwa stieg der Anteil der Einäscherungen von 2,8 Prozent bereits im Jahr 1913 auf 17,5 Prozent 1925 und ganze 27,8 Prozent nur fünf Jahre später.

Machte der Anteil der Arbeiter an den Eingeäscherten noch 1920 kaum mehr als ein Achtel aus, stieg er bis 1926 auf rund 45 Prozent. Inflation und Wirtschaftskrise hatten die Furcht wachsen lassen, sich keine würdige Bestattung mehr leisten zu können. Ebenso spielte die fortschreitende Entkirchlichung der Arbeiterschaft eine Rolle dabei, womit ehemals religiöse Bindungen weiter an ihrer Bedeutung verloren. War dieser Prozess unter protestantischen Arbeitern ohnehin schon weit fortgeschritten, so erodierte ab den zwanziger Jahren auch die katholische Tradition.

Von 1960 bis 1992 wuchs der Anteil der Einäscherungen von zehn auf 27,6 Prozent. In einigen deutschen Großstädten dominierten sie im Verlauf der 1990er Jahre bereits, wie etwa in Kiel mit fast drei Viertel, dicht gefolgt von Berlin und Wiesbaden. Der Schweizer Architekturhistoriker Sigfried Giedion sah in dem Aufschwung der Feuerbestattung den Ausdruck „einer Zeit der Vollmechanisierung“, die ab der Zeit nach dem ersten Weltkrieg die Lebenswelt der Menschen in unserer Kultur mit riesen

Schritten veränderte. Möglicherweise hat diese Vollmechanisierung und deren Glorifizierung heute ihren Gipfel erreicht.

Der Tod gehört zum Fluss des Lebens

Impulsgeber sind wieder einmal radikale äußere Veränderungen, die den Motor des inneren Antriebs anwerfen. Ein unvergleichlicher Zerfall vermeintlicher materieller Errungenschaften und Sicherheiten stößt fixierte Glaubenssätze und Dogmen von deren Podest.

Es ist, als ob der Tod mit der gesamten Energie, die wir in seine Bekämpfung gelegt hatten, zum Gegenschlag ausholt, um sich seinen rechtmässigen Platz zurückzuholen. Hatten wir ihn bekämpft, um all das, was uns wichtig ist und was uns unsere Identifikation gibt, nicht zu verlieren, kommt er nun genau aus dieser Richtung auf uns zu und zeigt uns radikal, welcher Illusion wir verfallen waren. Uns jetzt mit noch größerer Anstrengung gegen ihn zu wehren, heißt nur, Überfälliges zu verhindern und unser Leiden zu vergrößern.

Ihm die Tür zu öffnen, heißt im Einklang mit dem Fluss des Tao zu gehen, mit unserem Bewusstsein in der Gegenwart anzukommen. Und so ein permanentes Fortschreiben der Vergangenheit zu begraben und mit der Hingabe an das Heute die Zukunft möglich zu machen. Nicht mit Rezepten und Verordnungen, sondern in einer natürlichen Ordnung, die wir uns durch das komplexe Chaos unserer Welt ebenso wenig vorstellen können, wie das Ergeben in den Tod.

Noch erleben wir die dunkle Nacht der Seele, der Raum zwischen zwei Welten. Die vermeintlichen Sicherheiten der Vergangenheit sind unwiderruflich ins Wanken geraten. Wir spüren, alles, auch alles Liebgewonnene löst sich unrettbar auf und das Neue ist noch nicht wirklich

in Sicht. Gelingt es uns, in dieses Nichtwissen hinein zu entspannen, öffnet sich die Magie des Lebens. So geschieht das Notwendige, das Not wendende. Alles, was wir nicht aus eigener Kraft können, können wir einer größeren Kraft anvertrauen. Und tatsächlich können wir das Wenigste aus eigener Kraft. Zeiten innerer Not und Spannung gehören zu den fruchtbarsten Wachstums- und Heilungsphasen unseres Menschseins.

So vehement der Tod von uns bekämpft wird, so stark indoktriniert sind wir von Glaubenssätzen zum Sterbeprozess. In unserer Welt wird der Lebenszyklus in der Spanne von seinem Beginn bis zu seinem Höhepunkt gefeiert. Degeneration, Sterben und Tod als ebenso natürlicher Bestand des Lebenszyklus, die Geburt und Wachstum tatsächlich erst möglich machen, werden verachtet.

Die entsprechenden Glaubenssätze und Vorstellungen ziehen sich quer durch alle Lebensbereiche und sind angefüllt mit technokratischen Wortbildern des Versagens. Sehen wir im Tod die endgültige, absolute Vernichtung, ist das Sterben mit absolutem Versagen verbunden. Diese Auffassung konnte nur durch die Abkopplung vom gesamten Lebenskreislauf entstehen. Sterben ist dadurch mit demselben Stigma behaftet wie der Tod, mit dem Unterschied, dass der oder das Sterbende mit einer Verachtung bestraft wird, die den Sterbeprozess in das Hinterzimmer verscheucht und Betroffene als Randgruppe ausgrenzt.

Das betrifft nicht nur Menschen, deren Körper am Ster-

ben ist. Betroffen sind insbesondere Situationen und Menschen, die mit Sterbeprozessen in ihrem Leben konfrontiert sind. Die Bandbreite reicht vom Mega-hyper-Fußballclub, der es „einfach nicht mehr bringt“, einzelner (Sportler-)Persönlichkeiten, deren Leistungskurve in einem Umbruch ist, dem Mitarbeiter, der die Anforderungen nicht mehr erfüllt, dem Unternehmen, das vor der Pleite steht, dem Paar, dessen Beziehung nach Jahrzehnten in einem Trümmerhaufen mündet, dem Schüler, dessen Notendurchschnitt einbricht, dem Mitarbeiter, der nach einem viertel Jahrhundert Firmenzugehörigkeit arbeitslos wird – eine Schicksalsgemeinschaft, der das Kainsmal einer abfallenden Lebenskurve in irgendeinem Lebensbereich auf der Stirn steht, und entsprechend geächtet wird. Fans entfernen sich, Freunde melden sich nicht mehr, die Medien ergötzen sich in vernichtenden Urteilen und Banken kündigen Freundschaften. Wohlmeinende machen sich Sorgen, sehen Handlungsbedarf für große Anstrengungen, therapeutische Interventionen und einschneidende Veränderungen.

Hatte der Aufenthalt im Bereich der aufsteigenden Lebenskurve sowie an ihrem Kulminationspunkt noch für eine starke Attraktion gesorgt, entstehen jetzt Sorge und Distanzierung. Steuert uns damit auch heute noch unser Limbisches System mit dem dort verankerten Urverhalten, nach dem wir vergleichbar dem Verhalten im Tierreich bei starken Verletzungen, Krankheiten und Altersgebrechlichkeit den oder die Betroffenen zurücklassen, um den Erhalt der gesunden Gruppe möglichst nicht zu gefährden, drücken wir damit ebenso unseren

distanzierten Umgang zum Tod aus. Das 'Stirb-und-Werde' Goethes, nur einer der zahllosen Aufrufe quer durch alle Religionen und Weisheitslehren aller Kulturen, zu sterben um neu geboren zu werden, wollen wir nicht so recht wahrnehmen und gelten lassen. Dabei ist genau dies der Kern unseres Menschseins. Sterben, also vom Ego und allen unseren illusionären Vorstellungen befreit zu werden, unsere tierische Natur zu transformieren, um als wahrer Mensch neu geboren zu werden.

Nichts symbolisiert diese Ganzheit, dieses Verwobensein von Leben und Tod als Vereinigung zu einem vollkommenen Ganzen, ausdrucksvoller, als das allgemein bekannte Yin-und-Yang-Zeichen des Taoismus, das die gesamte chinesische Mythologie beherrscht. Beide gegensätzliche Prinzipien werden nicht absolut sondern relativ gesehen, nicht antagonistisch, sondern komplementär. Ihr Übergang ist fliessend und in jedem Teil ist ein Teil des Gegenpols enthalten. Entsprechend wurden alle Phänomene als Manifestationen des Wechselspiels dieser beiden Pole gedeutet. Das Leben ergiesst sich in den Tod, der Tod gebiert neues Leben. Die Dualität begegnet dem Menschen hier nicht als voneinander getrennte Pole, die sich niemals auch nur berühren können, sondern als Ausdruck eines beständigen Fliessens der Schöpfung, eines immerwährenden Wandels von einem Zustand in den anderen.

Nur wenn wir den Schmerz verdrängen, der mit dem Loslassen des Sterbens verbunden ist, entsteht Leid. Trauer, Wut, Angst und Schmerz erleben wir nur deshalb als Hemmung, weil wir nicht gelernt haben, sie als Potenzial

zu nutzen. Tief angenommener Schmerz ist tatsächlich vergleichbar mit tief empfundener Freude, nur viel tiefer und bewusster und mit einem entsprechend kraftvolleren Potenzial für unsere Häutung. Das Leben Jesus Christus ist, neben anderem, eine Aneinanderkettung unterschiedlichster Ereignisse, um uns diesen Prozess immer wieder vor Augen zu führen und uns bewusst zu machen.

Angetrieben durch die Angst vor der endgültigen Vernichtung aber flüchten wir in den Kampf gegen den Tod und das Sterben. Aus unserem übermächtigen Verlangen nach Sicherheit, entsteht nicht nur eine Angst vor dem Tod, diese Angst folgt uns wie ein Schatten durch unser gesamtes Leben. Nicht bereit zu Sterben, versagen wir uns mit aller Kraft und Energie zu leben, weil Angst vor dem Verlust und der Kampf gegen den Tod uns ständig begleiten und uns damit automatisch einschränken. In unserem Denken, Fühlen und Handeln.

Wir bauen uns Zufluchtsstätten, Illusionen und Überzeugungen und rücken den Tod in weite Ferne, schieben ihn viele Jahre vor uns her, schaffen eine immer größere Distanz zwischen der Tatsache und der Illusion, die die Angst hervorgebracht hat, und nennen das dann Leben. Ein Leben weder reich noch erfüllt, aber voll Ehrgeiz, Habgier und Anbetung des Erfolgs, des aufsteigenden Lebenszyklus. Wenn es dann geschieht, und es geschieht zwangsläufig, dass der Tod in unser Leben kommt, werden unsere Anstrengungen gegen ihn nur noch größer, oder die Situation wird schlicht geleugnet, innerlich nicht anerkannt.

So hat auch Elisabeth Kübler-Ross, die Schweizer Pionierin zum Thema Sterbeforschung, die erste der von ihr statuierten fünf Sterbephasen beschrieben, wie sich Menschen mit dem bevorstehenden Tod auseinandersetzen. Ihr folgen die Phasen des Zorns und der Verhandlung. Diese drei Phasen erleben wir momentan in aller Deutlichkeit als das beherrschende Stimmungsbild und Verhaltensmuster unserer Wirtschaft, Gesellschaft und Medien. Was im Umkehrschluß die Aussage zulässt, dass wir uns tatsächlich in einer allgemeinen, ausladenden und tiefgreifenden Sterbephase befinden. Auf die der Tod folgt. Zwangsläufig.

Jedes Auflehnen und jeder Kampf gegen den Tod ist zum Scheitern verurteilt. Wir aber haben nichts anderes gelernt, als gegen ihn zu kämpfen. Ein Prozess, der seit wenigstens zweihundert Jahren proportional an Stärke zunehmend das Gedächtnis jeder unserer Zellen geprägt hat. Entsprechend bewegen sich Millionen von Menschen im Gleichklang, ohne sich auch nur im geringsten bewusst zu sein, wie sie damit Entwicklung verhindern und Schmerz und Chaos vergrößern.

Offensichtlich ist es an der Zeit, dass Teile unseres gewohnten und liebgewordenen Lebens absterben. Was an Neuem entsteht, liegt ausserhalb unserer Vorstellung, auch außerhalb von uns erdenklicher Szenarien. Würde es in unseren bestehenden Bezugsrahmen passen, wäre es nicht wirklich neu. Es aber bereits aus dem Sterben heraus mit Regularien einengen zu wollen, ohne das Neue überhaupt zu kennen oder erfassen zu können, ist der paradoxe Ausdruck unseres tiefsitzenden technokratischen

Konstrukteursdenkens, voll von Widersprüchen, mit deren Ausgleich wir ständig erfolglos beschäftigt sind. Solange die Jagd nach dem Mehr stattfindet, kann die ungeheure Bedeutung des Todes nicht begriffen werden. Trotz, oder gerade als Ausdruck unseres Kampfes, wissen wir, dass die Zeit verstreicht und dass der Tod uns einholen wird. Ungeachtet aller Erfindungen und Rationalisierungen. Doch das ist nicht das Verstehen des Todes. Könnten wir ihn verstehen, könnten wir uns ihm hingeben, ohne zu verhandeln. Ohne zu fragen, was morgen sein wird.

Könnten wir dann auch unser Bewusstsein, jeden Neid, Habgier, Ehrgeiz und Lust auf Macht, sterben lassen? Das Bewusstsein der überholten Zeit fallen lassen, um dem Bewusstsein des Neuen Raum zu schenken? Wir fürchten das Enden. Das Enden selbst unglücklichster Beziehungen. Das Enden unseres Jobs, unseres Vermögens. Das Enden von etwas vermeintlich Dauerhaftem, an das wir seit Jahrzehnten gewohnt sind. Ohne zu hinterfragen, ob all das heute immer noch stimmig ist.

Beginnen wir uns dem zu stellen, was wir Tod nennen, allem zu sterben, was wir bisher gekannt haben, dann beginnen wir tatsächlich endlich einmal wirklich zu leben. In aller Radikalität und ohne Netz und ohne doppelten Boden. Uns dem Endgültigen, dem Absoluten tatsächlich zu stellen. Die Tür vor dem Lauf der Zeit nicht zu verschließen, den Irrtum der Kontinuität zu entlarven und somit innerlich vollkommen offen zu werden, für alles um uns herum.

Aus dieser Offenheit und der Neutralität eines nicht Be- oder Verurteilens, entfaltet sich eine feine Sensibilität, die eine außerordentliche Kraft besitzt. Es ist eine Reife, die klar und frei von jeglicher Verzerrung die psychische Struktur der Gesellschaft erkennt, in die wir hineingeboren und aufgewachsen sind. In deren Kontext von Ausbildung, Beruf und Paradigmen unser Leben stattfindet. Diese Reife ist nicht wie eine Frucht am Baum, die das Ergebnis eines bestimmten Entwicklungsprozesses nach einer bestimmten Zeit ist. Diese Reife vollzieht sich in dem einzigen Augenblick des Erkennens, dass das Bewusstsein in der kollektiven Struktur des Status Quo gefangen war. Die Struktur, an die wir angepasst sind und die die Muster unseres Denkens und Handelns vorgibt. Eine Struktur, die uns nie alleine lässt, sondern uns ständig formt, bewusst und unbewusst. Mit diesem Tod der Struktur sind wir am Prinzip des Stirb-und-Werde. Von den Sufis bekannt als „lerne zu sterben, bevor du stirbst“ und im Zen ähnlich ausgedrückt mit „wenn du stirbst, bevor du stirbst, dann stirbst du beim Sterben nicht!“

Beginnen, in jedem Augenblick die Vergangenheit sterben zu lassen. Sich in jedem Augenblick von der Vergangenheit zu reinigen. Jeden Moment für das Bekannte zu sterben, um jederzeit für das Unbekannte offen zu sein. Wer in jedem Augenblick stirbt und wiedergeboren wird, ist erst dann wirklich fähig, das Leben zu leben, weil er begonnen hat, auch den Tod zu leben.

Wir aber glauben, dass das Leben gut und der Tod schlecht ist. Dass das Leben wünschenswert und der Tod

zu meiden ist. Doch ohne den Tod kann das Leben nicht existieren. Tod und Leben sind die natürlichen Gegenpole der gleichen Energie, des gleichen Phänomens, Ebbe und Flut, Tag und Nacht, Sommer und Winter. Sie sind nicht voneinander getrennt und nicht widersprüchlich, keine Gegensätze, sie ergänzen sich. Der Tod ist die Vollendung, das Sterben das Wachsen zum Tod.

Dieser permanente Lebenskreislauf wird im Hinduismus mit der Trimurti aus Brahma, Vishnu und Shiva deutlich ausgedrückt. Brahma als Erschaffer, stellt das Prinzip der Schöpfung dar. Vishnu ist der Gott der Erhaltung, der Bewahrer, der eine gerechte kosmologische und menschliche Ordnung erhält. Shiva schließlich verkörpert das Prinzip der Zerstörung, um immer wieder einen Neuanfang zu ermöglichen. Gehen diese gegensätzlichen Werte im Trimurti-Konzept eine einander ergänzende Verbindung ein, vereinen außerhalb davon sowohl Vishnu als auch Shiva alle drei Aspekte jeweils in sich. Für die Gläubigen, die Shiva als den Höchsten verehren, gilt er auch als Retter, als der Gütige, wie sein Name sagt.

Der Tod wird so zu dem, was er ist, ein dauerndes Wiedererblühen, eine Möglichkeit für das Leben immer wieder aufzuerstehen, eine Hilfe, sich von alten Formen zu befreien, alte, begrenzende Strukturen loszuwerden, damit das Leben, der Mensch, wieder fliessen kann, wieder frisch und kraftvoll ist. Die ganze Existenz lebt durch den Tod und erneuert sich durch ihn.

Die Einheit allen Lebens, nach Auffassung des Morgenlandes eine Wirklichkeit, der sich unsere westliche

Wissenschaft durch die Erkenntnisse der Quantenphysik immer mehr annähert. Was schon Max Planck zu der Aussage geführt hatte, dass sich Naturwissenschaften und Religion nicht ausschließen, sondern sich ergänzen, sich einander bedingen und auf dasselbe Ziel zuführen. Vaclav Havel sieht denn auch die Tragödie des Menschen weniger darin, dass er im Grunde immer weniger über den Sinn des eigenen Lebens wisse, sondern dass ihn dies immer weniger beunruhige. Leben wir in dieser Gleichgültigkeit, weil wir uns zwischenzeitlich einer Komplexität unserer Welt gegenüber sehen, der wir uns nur noch durch Reduktion gewachsen fühlen?

Der deutsch-amerikanische Philosoph und Soziologe Paul Feyerabend hatte schon auf die Vorliebe des Menschen für reduzierende und reduktionistische Erklärungen hingewiesen. Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und ebenso Religion zielten darauf ab, die natürliche Vielfalt und Fülle der Wirklichkeit zu verringern und zu verdichten. Auf bestimmte Bekenntnisse, Paradigmen, Rezepte und Systeme. Weil das Ganze unseren Sinnen und unserem Verstand undenkbar und unfassbar sei, während das Reduzierte umso übersichtlicher, besser zu verstehen und zu steuern sei.

So aktiv und aufschlussreich die heutige Hirnforschung auch ist, Antworten etwa, weshalb in unseren Köpfen, auch ganze einhundert Jahre seit den Anfängen der Erkenntnisse der Quantenphysik, immer noch das mechanisch reduzierte physikalische Bild Newtons dominiert, hat sie bisher nicht geliefert. Planck war der Meinung, dass sich eine neue wissenschaftliche Wahrheit

nicht dadurch durchsetzt, dass ihre Gegner überzeugt werden und sich als belehrt erklären würden, sondern vielmehr dadurch, dass ihre Gegner allmählich aussterben würden und dass die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist. Gerade in seinem Schaffensbereich aber scheinen die Bewahrer alter Paradigmen ein vehementes Sendungsbewusstsein zu haben. Was erzeugt in uns diese immense Technikgläubigkeit bei gleichzeitigem Widerstand gegen das Potenzial unseres Bewusstseins?

Frei nach Plotin könnte man zitieren, dass der Mensch technische Errungenschaften bewundert und sich danach sehnt, diese zu besitzen und zu benutzen, an dem größten Wunder, an ihm selbst, aber achtlos vorübergeht. Ist es die Weigerung vor dem Tod, die uns mit der materiellen Welt verhaftet? Die uns von einander trennt und permanent bestrebt ist, für sich selbst einen Schutzwall voll egozentrischer Bestrebungen anzuhäufen, an dessen vermeint-liche Sicherheit wir so gerne glauben wollen?

Einmal mehr scheint es an der Zeit, das Sterben wieder zu erlernen. Heute jedoch nicht nur auf unsere körperliche Endlichkeit bezogen, zudem, und weit dringlicher, durch die Reintegration des Sterbens in das gesamte Lebensspektrum. Diese Entwicklung ist deshalb keine Wiederkehr des Verdrängten oder lediglich eine Kompensation des Vermissten. Sie ist mehr zwangsläufig als Ausdruck des Strebens gerade unserer technokratisch materiellen Kultur, uns mit dem Grund unseres eigenen menschlichen Daseins wieder zu vereinen. Eine Synergie der Bewahrung der menschlichen Autonomie mit der

gleichzeitigen Überwindung der menschlichen Entfremdung. Strömungen in unterschiedlichste Richtungen treffen sich nach ihrer Reise durch unterschiedlichste Landschaften wieder an dem zentralen Punkt des Lebens.

Die Paradigmen

War die treibende Kraft über Jahrhunderte hinweg auch das offenkundige Streben nach Selbstverwirklichung und das Errichten eigener autonomer Zonen, war sie doch auch begleitet von einer Sehnsucht nach der Wiederherstellung der Verbindung zum Ganzen, die immer wieder in den Vordergrund kam. Maslow hat die Spitze seiner Bedürfnispyramide denn auch nicht der Selbstverwirklichung gewidmet, auch wenn er über die letzten Jahrzehnte hinweg nahezu überall fälschlicher Weise so zitiert wird. Wobei sich dieser tradierte Irrtum in das Gesamtbild des herrschenden Erfolgs-Paradigmas perfekt einfügt. Maslows tatsächliches Vermächtnis aber ist die Auflistung der Transzendenz als Ziel des Menschen.

Die Frage, ob Transzendenz richtiger Weise an erster oder an letzter Stelle der Pyramidenstufen zu stehen hat, löst sich auf, wenn wir die Linearität der Stufen in eine Kreisform überführen, wo sich alle Aspekte immer wieder von neuem bedingen und berühren und ineinander überfliessen, ohne dass ein einzelner Punkt auf dem gesamten Kreis eine höhere oder niedrigere Wertigkeit zeigen könnte, als irgendein anderer. Alles fliesst, alles ist Wandlung, mit einem Ziel, das an jedem Punkt bereits verwirklicht ist.

Diese Sehnsucht nach der Erkenntnis des Ganzen kann deshalb sogar als die Triebfeder hinter jedem herrschenden Paradigma gesehen werden, so widersprüchlich es sich damit auch verhalten mag. Wie aber setzt sich ein Paradigma überhaupt als das dominierende durch, wo zur Auswahl meist eine vielfältige und bunte Palette be-

Wie der amerikanische Wissenschaftsphilosoph Thomas Samuel Kuhn nachgewiesen hatte, neigt jedes Paradigma dazu, sich auf eine derart umfassende und selbstbestätigende Weise seine eigenen Daten und seine eigenen Interpretationsmodus dieser Daten zu schaffen, dass zwei Menschen, die sich innerhalb verschiedener Paradigmen bewegen, in völlig unterschiedlichen Welten zu leben scheinen. Auch wenn einzelnen Menschen oder Gemeinschaften ein bestimmtes Paradigma einem anderen überlegen erscheinen mag, gibt es keine Möglichkeit, diese Überlegenheit tatsächlich zu legitimieren. Darüber hinaus existiert keinerlei Konsens über ein gemeinsames Mass oder einen gemeinsamen Grundwert, der als universaler Vergleichsmassstab dienen könnte. Welcher Wert als der entscheidende gilt, variiert von einer Epoche zur anderen, von einer Disziplin zur nächsten, ja selbst unter einzelnen Gruppen. Wie lässt sich dann aber ein Erkenntnisfortschritt erklären, der den Wandel eines Weltbildes einläutet, wo ein herrschendes Paradigma meist gerne als Dogma stilisiert wird und seine Infragestellung opportun ist, ja selbst eine Prüfung gegen andere Alternativen aus bewussten wie unbewussten Gründen nicht erfolgt? Hat ein Paradigma überhaupt etwas mit Wahrheit zu tun oder handelt es sich bei ihm lediglich um ein Kunstprodukt, insbesondere der Soziologie?

Richard Tarnas, amerikanischer Professor für Philosophie und Psychologie, hat als Antwort dazu vorgeschlagen, dass ein Paradigma immer dann auftritt und als überlegen und wahr anerkannt wird, wenn der jeweilige archtypische Zustand der sich entwickelnden kollektiven Psyche mit ihm in Einklang steht. Ein Paradigma scheine

im Wesentlichen deswegen einem breiteren Spektrum zentraler Fakten gerecht zu werden, also relevanter, triftiger, attraktiver zu sein, weil es der Kultur oder dem Individuum in diesem Moment der Evolution archetypisch am besten entspricht. Wobei die Dynamik dieser archetypischen Entwicklung im Wesentlichen identisch zu sein scheint, mit der Dynamik des perinatalen Prozesses, wie Stanislav Grof ihn beschrieben hat: Das Streben nach Wissen vollzieht sich immer innerhalb eines gegebenen Paradigmas, wie in einer Gebärmutter, die eine geistig nährende Struktur zur Verfügung stellt, die für Wachstum, zunehmende Komplexität und Differenzierung sorgt, bis diese Struktur nach und nach als Einschränkung, ja als Gefängnis empfunden wird, was zu unauflöslichen Widersprüchen und schließlich zur Krise führt.

Der Tod und die Transzendenz

Nicht nur für Stanislav Grof, der als einer der Begründer der transpersonalen Psychologie gilt, sind Geburt und Tod die beiden wichtigsten Erfahrungen im menschlichen Leben. Mit seinem Modell der perinatalen Matrizen hat er den engen Rahmen des immer noch vorherrschenden 'Mensch-gleich-Maschine'-Prinzips verlassen und bietet mit seinen Forschungsergebnissen einen hochwirksamen Katalysator, den Tod in einem völlig veränderten Verständnis erfassen zu können.

Aus psychotherapeutischer Sicht, fand Grof heraus, verbirgt sich die eigentliche Quelle für unsere psychischen Symptome und Leiden noch weit vor allen Kindheitstraumata und biographischen Ereignissen, in dem aufs engste mit der Todeserfahrung verknüpften Erlebnis der Geburt.

Seine Erkenntnisse spiegeln unsere heutige Situation nicht nur perfekt, sie zeigen gleichzeitig den Prozess, in dem wir als Kultur und Gruppe, wie auch als Individuum stecken. Sie zeigen von einer anderen Seite die Triebfeder unseres Denken und Handelns und geben die prägnante Erklärung für unseren vehementen Kampf gegen den Tod und unserer Verweigerung der Hingabe an Sterbeprozesse: Unsere tief sitzende Angst vor unserer Vernichtung. Fortpflanzungs- und Selbsterhaltungstrieb offenbaren diese Angst lediglich nebulös.

Sind wir uns dieser Angst bewusst, beantwortet sie alle auch uns selbst unerklärlichen Fragen nicht nur zu pathologischen Verhaltensweisen. Sie ist der Grund, wenn bestens gemeinte Rezepte und Techniken menschlicher

Verhaltensnormen und Kommunikation schlicht versagen. Nicht in Form einer Jatrogenesis, sondern als Ausdruck eines zutiefst missverstandenen menschlichen Bedürfnisses, die Unausweichlichkeit des Todes, die Angst vor seiner Vernichtung, mit den Mitteln des Kampfes zu lösen.

Der bestmögliche technische Hyperhype verspricht uns dazu eben den vermeintlich besten Erfolg. An der Grenze zur Vernichtung unserer Person prallen die ausgefeiltesten Theoreme ab, weil dort unsere konzeptgesteuerte Wahrnehmung als eine Art Autopilot getriggert wird. Es ist die Grenze, an den die Humanistische Psychologie mit ihrem optimistischen Modell des Menschen stösst. Sie teilt diese Erfahrung bereits mit der ethischen Theorie von Aristoteles wie mit Kants Kategorischem Imperativ. Der Punkt, an dem Ingeborg Bachmann mit ihrer aufrüttelnden Mahnung „hätten wir die Sprache, bräuchten wir die Waffen nicht", kein Gehör mehr findet. Diese Angst in ein Bedürfnis zu überführen, gelang vielleicht am besten Virginia Satir, mit ihrem Anliegen, Menschen ihre Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie ihr Grundpotenzial nutzen können, um Wachstum und Frieden zu fördern: „Ich glaube daran, dass das größte Geschenk, das ich von jemand empfangen kann, ist, gesehen, gehört, verstanden und berührt zu werden. Das größte Geschenk, das ich geben kann, ist, den anderen zu sehen, zu hören, zu verstehen und zu berühren. Wenn dies geschieht, entsteht Kontakt". Dass dieser Kontakt nur selten wirklich gelingt, zeigt ein beliebiger Blick in die Medien oder viel näher in den Beziehungen in unserem direkten Umfeld, wenn nicht gar in unseren eigenen Beziehungen.

Grofs Ergebnisse zeigen deutlich, wie die erfolgreiche Bewältigung der Todeserfahrung bei der Geburt zu einer dramatischen Verbesserung auch seit langem bestehender psychopathologischer Probleme führt, selbst bei Zuständen und Sympthomen, die sich zuvor als therapieresistent erwiesen hatten. Die perinatalen Erlebnisse, die die Teilnehmer von Grofs Arbeit während nunmehr über einem halbem Jahrhundert hatten, waren zellular elementar.

Auffälligerweise ereigneten sie sich nur dann, wenn die übliche Kontrolle des Ich überwunden war. Genau derselben Anforderung sehen wir uns in unserem Menschsein auch heute gegenüber. Solange wir dabei mit immer größerer Anstrengung an der Kontrolle über Leben und Tod festhalten, uns durch den Kampf gegen den Tod auf der vermeintlich sicheren und damit vermeintlich besseren Seite befinden, sind wir gezwungen, in einem Zustand zu verharren, der uns nur noch durch das Prädikat seiner Bekanntheit verteidigungswürdig erscheinen kann.

Was wäre uns alles möglich, würden wir diese Kraft der zwischenzeitlich wahrlich übermenschlichen Anstrengung nicht in die Verteidigung des Überlebten und in den Kampf gegen seinen Tod geben, sondern in die Schöpfung des Neuen und das Vertrauen in das weise Wirken des Lebens?

Möglicherweise gelingt uns diese Auflösung nur durch einen Paukenschlag, ähnlich der Katharsis, die sich aus dem Wiedererleben des Geburtstraumas von Grofs Teilnehmern ergab. Dort war das Ergebnis ein Verständnis

der menschlichen Psyche, die, wie das Erleben der perinatalen Sequenz selbst, vielschichtig und inhaltsreich ist und die Freudsche reduktionistische Vorstellungswelt für das weitaus komplexere und transzendentere Sein öffnete. Hat Grof damit auch zahlreiche Synthesen zwischen den psychodynamischen Theorien geschaffen, wird sein Modell auch trotz seiner offensichtlichen Erfolge gleichwohl von Psychologie und Medizin bis heute nicht anerkannt, da es nicht in das dort herrschende Dogma passt. Am Esalen Institut jedoch sah man seine Therapie sogar als die bei weitem wirkungsvollste an, zu der es nichts Vergleichbares gab.

Grof unterscheidet vor und während der Geburt vier Phasen des physischen Erlebens, die eine frappierende Ähnlichkeit zu unserer heutigen Herausforderung haben. Begonnen mit dem symbiotischen Gefühl des Einsseins des Fötus mit der Mutter während der Schwangerschaft. Meist verbunden mit einem ozeanisch, kosmischem Gefühl der Geborgenheit und des Wohlbefindens. Gefolgt von der Phase ab dem Einsetzen der ersten Wehen und der später einsetzenden Kontraktionen beim Geburtsbeginn, die das Baby als ernsthafte Bedrohung empfindet. Der bisherige Zustand scheint nicht mehr fortführbar, gleichzeitig ist keine Lösung, kein Ausweg in Sicht. Stattdessen erlebt das Baby unkontrollierbare Einengungen, die den bisher nährenden und paradiesischen Platz zu einem Ort des Unberechenbaren und Unwirtlichen machen. Die Vertreibung aus dem Paradies. Die abprupte schmerzhafte Trennung vom zeitlos allumfassenden, nährenden Schoß der Natur.

der Trennung des Individuums vom behütenden Schutz der Mutter, der Ganzheit, die Trennung des Einzelnen von der Welt. Dieses fundamentale Gefühl der Spaltung finden wir sodenn auch im Weltbild unseres modernen Denkens. Die Trennung des Menschen vom Ganzen. Das Pochen auf unpersönlichen, mechanistischen Erklärungen, die Ablehnung einer spirituellen Welt, die Zurückweisung jeglichem der Natur als solcher innewohnenden Sinn und Zweck, die Forderung nach logischen Ergebnissen harter Fakten, sie alle tragen zur Konstruktion eines entzauberten und entfremdeten Weltbildes bei. Es spiegelt ein metaphysisch-erkenntnistheoretisches Gefängnis, die Stufe der Wehen und des Eingeschlossenseins im Geburtsvorgang.

Letztlich die Natur, und darin integriert der Mensch, als eine vollständig vom Mensch gemachte und beherrschte Maschine. Etwas, was es in der Natur in Wirklichkeit nicht gibt. Aber als Sichtweise einer eigenen unpersönlichen Seelenlosigkeit, die auf die gesamte Welt projiziert wird. Sie charakterisiert den Dualismus unseres heutigen Bewusstseins mit seiner selbstverständlichen Grundlage für jede vermeintlich realistische Sicht und Erfahrung unserer Welt durch die Trennung von Mensch und Natur, Geist und Materie, Erfahrung und Wirklichkeit. Das beherrschende Gefühl eines unwiderruflich von der Welt abgespaltenen Einzelnen. Die Überzeugung, dass der Tod etwas ist, das vom Leben getrennt ist, etwas, das unwirklich ist, weil es jetzt im Moment vermeintlich nicht da ist.

Sind Leben und Tod getrennt, ist das Leben zeitlich, ja endlich. Damit assoziieren wir den Körper mit dem

Leben. Nur die Oberfläche betrachtet, scheinen beide eins zu sein. Aber gibt es auch nur irgendetwas auf der Welt, das so ist, wie es zu sein scheint?

Endlichkeit entsteht durch Begrenzung. Durch eine Begrenzung der Wahrnehmung und des Bewusstseins. Wasser in Wein zu verwandeln, bedeutet das Ewige im Zeitlichen zu erschaffen, Unvergängliches aus Vergänglichem. Jesus ist durch sein sich opfern verwandelt worden. Niemand wird jemals ohne ein sich opfern verwandelt werden. Das Kreuz ist der Preis, den der Mensch dafür bezahlen muss. Der Weg, die Wahrheit und das Leben. Der Mensch muss sterben, um wiedergeboren zu werden. Alles verlieren, um alles zu gewinnen.

Und immer scheint ganz natürlich dabei ein Moment des Zögerns zu sein, ein Moment des Auflehnens. Selbst bei Jesus. Alles schien verloren und keine Perspektive in Sicht. Jedem Samenkorn geschieht exakt diese Herausforderung im Augenblick des Übergangs. Alles will leben, nichts will sterben. Und dem Samenkorn ist es unvorstellbar, dass der Übergang nicht der Tod ist, dass es schon im nächsten Moment auferstehen wird, auf vielfältigste Weise. Dass es beginnen wird zu keimen und zu wachsen. Sein Tod ist die Geburt des Baumes. Und dichtes Laub wird entstehen und Früchte. Und Vögel werden ihre Nester bauen. Und Menschen werden sich in seinem Schatten ausruhen. Eine vollkommen neue Welt wird entstehen. Aber wie kann das Samenkorn das wissen? Nicht nur, dass es dies nicht weiß. Es ist ihm ebenso schlicht unvorstellbar. Und es ist ihm nicht beweisbar, sein Verstand wird im Gegenteil dutzende perfekte Argumente auffahren, die das exakte

Besser lässt sich der Zustand unserer heutigen Welt und das Empfinden der Menschen nicht beschreiben. Das Absterben eines liebgewordenen Zustands und die Geburt in ein ungewisses Neues, lässt Gebären und Sterben zu einer Einheit miteinander verschmelzen, die erst dann zu einer Befreiung führt, wenn der Prozess vervollständigt wird.

Gefolgt von der dritten Phase, die Austreibungsphase der Geburt, während der das Leben als Kampf empfunden wird, mit durchaus ungewissem Ausgang. Der Verlust der Verbindung mit dem schützenden Cocon des Seins, die Entzauberung des Kosmos, das Gefühl der völligen Verstrickung in eine feindliche Welt anonymer Mächte. Die vierte Phase schließlich beendet den Geburtsvorgang mit dem endgültigen Verlassen der Mutter und der Ankunft als Individuum in dieser Welt, in unserer Kultur meist ein grell erleuchteter, kalter und steriler Kreissaal.

Nach Grof wird die Psyche des Menschen für sein gesamtes Leben zutiefst davon geprägt, welche dieser vier Phasen für ihn bestimmend war und wie sie von ihm erlebt wurde. Gleichzeitig wird der Austritt aus dem Geburtskanal als erste Erfahrung des Sterbens gedeutet. Von hier kommt das zwanghafte Streben, sich von der Macht der Natur zu befreien, die Naturkräfte zu kontrollieren und zu beherrschen, ja auch sich an ihr zu rächen. Und von hier stammt die Grundangst, die Kontrolle zu verlieren, die Entzauberung der Welt und die Isolation des menschlichen Ich. Ihre Wurzel liegt im allesverzehrenden Bewusstsein der Vernichtung durch den Tod und der Angst vor ihm, ein unvermeidlicher Zusammenhang

Gegenteil beweisen.

Der Übergang wird erst geschehen, wenn der Same vergangen ist. Das Samenkorn wird dem Baum niemals begegnen. Es ist ihm unmöglich, sich den nächsten Schritt vorzustellen. Deshalb ist Vertrauen nötig. Mit all seinem Zögern und Zagen, mit jeder Angst und Unsicherheit, mit allen Seelenqualen und Verzagtheiten. Ohne Vertrauen kann der Sprung nicht geschehen. Wenn alles dahin schwindet und es keine Chance auf das Überleben zu geben scheint.

Im Kampf dagegen entsteht alles Leiden und alle Qual. Erst in der tiefen Hingabe an das Nicht-wissen, im Ver-trauen, geschieht das größte Wunder. Dann trifft sich das Endliche mit dem Unendlichen. Teilhard de Chardin nennt es Christogenesis: Jesus zeugt Christus. Durch Christogenesis verliert der Mensch das, was er nicht ist und wird zu dem, was er wirklich ist. Christus ist Gott und Mensch, die gemeinsam arbeiten, gemeinsam schreiten, gemeinsam tanzen, so Leo Tolstoi. In dem Moment wo Jesus, wo der Mensch, trotz all seinem Zögern und Zagen, trotz seiner Zweifel und seinem Misstrauen, sich hingibt und sagt „Dein Wille geschehe", in diesem Moment ist Christus geboren.

Buddha hat viele Menschen erleuchtet. In den Techniken und der Logik des Buddhismus liegt heute noch seine Anziehungskraft, gerade auch für den westlichen Menschen. Mit ihm ist eine logische und intellektuelle Auseinandersetzung möglich. Es ist der Weg der Erkenntnis, der ebenso häufig in intellektuellen Spielereien hängen

bleiben kann. Jesus umgab sich mit gewöhnlichen Menschen. Er ging zu den Niedrigsten, um sie ins Höchste zu verkehren. Seine Berührung war magisch, was auch immer er berührt, oder gar nur mit Namen ruft, augenblicklich entsteht Geist. Es ist der Weg der Liebe, der Weg des Herzens.

Liebe ist kein Tun. Sie ist Geschehen, sie ist Vertrauen und keine Technik. Dass Jesus Bedeutung immer mehr abgenommen hat, liegt nicht nur an den Kirchen. Der westliche Mensch lebt mehr und mehr am Herz vorbei. Allerorten wird ihm die Überlegenheit einer Seelenlosigkeit und einer Herzlosigkeit vorgelebt. Selbst, nein insbesondere dort, wo es um den Menschen ganz direkt geht, in der Medizin.

Geprägt durch die Logik Aristoteles, ist es für uns kaum noch vorstellbar, dass genau dieser Aristoteles Glück und Erfüllung nicht in äußeren Errungenschaften sah. Nach seiner Vorstellung kann der Mensch Erfüllung nur in sich selbst finden, losgelöst von Begebenheiten im Außen. Der Klassiker unserer eigenen Kultur steht damit auf Augenhöhe mit den östlichen Mystikern wie auch mit dem Propheten unserer Religion.

Nicolaus von Cues ist der Überzeugung, dass rechtes Leben nur eines voraussetzt, er nannte es „gelerntes Nichtwissen“. Lernen, wieder unschuldig zu sein, lernen, wieder nicht zu wissen. Nicht an der toten Vergangenheit, dem angesammelten Unrat im Kopf festzuhalten. Sokrates Vermächtnis voll und ganz zu verinnerlichen: „Ich weiß, dass ich nicht weiß“. Im Buddhismus ist voll-

kommenes Meisterbewusstsein ein Schülerbewusstsein. Der wahre Meister schaut immer wieder neu, sieht die Welt und sich immer wieder mit neuen Augen an, lässt feste Strukturen und Schubladen im Geist erst gar nicht entstehen. Eine Geschichte von einem aufrechten Wahrheitssuchenden verdeutlicht diese offene Einstellung:

Dieser Mann wollte wirklich aus tiefstem Herzen die Wahrheit erfahren und reiste auf beschwerlichsten Wegen durch den Himalaja, bis er eines Tages tatsächlich bei einem Meister ankam, bei dem er spürte, hier würde er alle Antworten auf alle seine drängenden Fragen erhalten. Der Meister hieß ihn willkommen und bot ihm zunächst einen Tee an. Dabei goss er immer weiter, obwohl die Tasse bereits bis zum Rand gefüllt war und schließlich sogar überlief. „Halt", rief sein Besucher, „sehen Sie denn nicht, dass der Tee schon längst überläuft?" Der Meister antwortete ihm gelassen: „So voll wie diese Tasse mit Tee ist, so voll ist dein Kopf mit Vorstellungen und Ansichten über das Leben, und er muss erst leer werden, bevor etwas Neues, bevor die Wirklichkeit überhaupt in ihn hineinfliessen kann."

Mit ganzer Energie eine Gemeinschaft derer zu werden, die nach der Wahrheit suchen. Und gleichzeitig allen zutiefst zu misstrauen, die vorgeben, sie gefunden zu haben. Wahrheit und Leben sind in jedem Moment wieder neu. Deshalb ist ein Gramm Handeln mehr wert als eine Tonne der Predigt und dem Festhalten von Glaubenssätzen. C. G. Jung hatte immer wieder gerne gefragt, ob der einzelne sich wohl bewusst ist, dass gerade er das Zünglein an der Waage sein kann.

Sterben um zu leben

Jeder Übergang birgt eine große Leere, eine große Sinnlosigkeit. Alles ist in einer dunklen, kalten Nacht, der dunklen Nacht der Seele. Der Raum zwischen zwei Welten, die eine Welt löst sich unrettbar auf und die andere zeigt sich noch nicht wirklich.

Leo Tolstoi pflegte seine Freunde nach ihren Träumen zu fragen. Und Maxim Gorki erzählte einen denk-würdigen Traum: „In diesem Traum sehe ich eine weite Wüste ohne Bäume, ohne Menschen, ohne Tiere, vollkommen ausgestorben, Sand, Sand und Sand. Die Sonne brennt so heiß wie Feuer. Und ich sehe mich gehen, aber nirgendwohin. Es gibt nichts, kein Ziel. Nicht nur das, das Seltsame ist, ich sehe nur meine Füße und meine Schuhe. Sonst kann ich nichts sehen. Ich strenge mich an und es wird sehr sehr verrückt. Ich kann mein Gesicht nicht sehen, ich kann meinen Körper nicht sehen, ich kann meine Hände nicht sehen, nur zwei Füße mit ledernen Schuhen. Ich kann das Geräusch hören, das sie machen. Diese beiden Füße gehen weiter und immer weiter in der Wüste, nirgendwohin. Sie scheinen für Jahrhunderte so weiterzugehen. Nichts passiert, nur diese beiden Füße ohne den Körper, ohne Seele, ohne Gesicht. Wo gehen sie hin? Und warum gehen sie überhaupt? Und was ist der Sinn dieses Gehens? Warum können sie nicht innehalten? Alle diese Fragen tauchen auf, und eine große Furcht erfasst meine Seele. Und immer erwache ich aus diesem Traum zitternd und in Schweiß gebadet.“

Dieser Traum zeigt symbolisch, was aus dem modernen Menschen geworden ist. Solange er sich sein Gesicht nicht schafft, wird er kein Gesicht finden. Zur Zeit Jesus war die Religion für den Menschen das Vehikel, sich sein Gesicht

zu schaffen. Das war die Freude, die Jesus verkörperte und die Begeisterung, die er dem Mensch gebracht hat. So war das Leben reizvoll, lebendig, fliessend. Dann pulsiert das Leben, dann ist es ein Abenteuer. Dann beginnen die Bäume in der Wüste zu wachsen, die Leere ist nicht mehr leer, sie ist voller Leben. Wer lediglich darauf wartet, dass der Sinn in sein Leben kommt, dass die da oben es endlich richten werden, wartet wie ein Bettler mit seiner Bettlerschale und wird immer nur Sinnlosigkeit fühlen.

Wir befinden uns in einem Vakuum, einem existenziellen Vakuum. Die alten Vorstellungen sind ihrer Gültigkeit beraubt, die alten Tempel sind nur noch Ruinen und mit den neuen Bauplänen tun wir uns schwer. Jede Zeit muss sie aufs neue entwickeln und die eigene Kraft neu entdecken.

Buddhas letzte Worte, sein letztes Vermächtnis auf seinem Sterbebett, war „sei dir selbst das Licht!“ Es gibt kein anderes Licht. Der Mensch muss zu seinem eigenen Licht werden, keine anderen Abhängigkeiten, keinerlei Schutz, keine Zuflucht. Und Buddha war gewiss kein Atheist. Nach Friedensreich Hundertwasser ist das Leben das größte Abenteuer, es ist die große Reise, es ist der große Weg. Es ist die große Reise des Menschen zu sich selbst. Der Weg Buddhas ist die Meditation. Absichtsloses Lauschen und Erkenntnis durch und in der Stille. Der Weg Jesus ist die Liebe und das Gebet. Ihr Wesen ist dasselbe. Auch Jesus sagt, sei still, Sprache ist nicht nötig, bete zu deinem Vater im Verborgenen.

Manchmal beglückwünschen wir uns
im Moment des Erwachens,
einem bösen Traum entronnen zu sein.
Vielleicht wird es uns genauso
im Moment nach dem Tod ergehen.

Nathaniel Hawthorne

Unser gesamtes Leben ist Entwicklung. Der universale Charakter der Erfahrung von Tod und Wiedergeburt, der sich als Entwicklungsweg eines jeden Menschen zu allen Zeiten wiederholt, wird über alle Kulturen, Traditionen und Religionen hinweg mit unterschiedlichen Bildern, wechselnden Schauplätzen und anderen Namen beschrieben. Allen gemein aber ist der zentrale Kern der Transformation des Menschen, seiner Auferstehung, nachdem er größte Hindernisse, Sterben, Loslassen und Tod, die Auflösung seiner bisherigen Identität erlebt und bewältigt hat. Durch die Erfahrung des Vernichtetwerdens verjüngt, transformiert und mit großer, frischer Kraft beschenkt. Im Bewusstsein, dass in diesen Extremsituationen Lösungen alleine durch den Verstand nicht gelingen. Angewiesen auf eine tiefere Weisheit, die ihn durch die Ungewissheit begleitet und sicher in ein neues Land mit frischem, festen Boden unter seinen Füßen führt. Aus der Nacht in einen neuen, frischen, warmen und hellen Tag.

Nicht durch Kampf und erzwingen wollen, sondern durch eine absichtslose, vertrauensvolle Hingabe an die grenzenlose Weisheit, die in uns allen schlummert und entdeckt werden will. Damit sich das Loch, das den Menschen ins Bodenlose hat fallen lassen, sich als Quelle

frischester Lebenskraft entpuppen kann. Das Wasser des Lebens, der ewige Jungbrunnen. Um seine Suche wurde in allen Zeiten ein ähnlicher Aufwand betrieben, wie mit der Suche nach dem Heiligen Gral. Dabei ist das Wasser des Lebens eindeutig beschrieben in Johannes 4,13: „Jesus antwortete: Wer vom Wasser aus dem Brunnen trinkt, wird wieder Durst bekommen. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt".

Bereits im Inanna-Mythos steigt die beliebteste Göttin der Sumerer in die Unterwelt, stirbt dort, um nach drei Tagen wieder auferweckt zu werden. Jahrtausende später folgte Jesus diesem mythischen Weg. In der griechischen Mythologie verkörpern Orpheus, Theseus und Herakles dieses Bild, wobei Orpheus auch schon als Prophet Christi beschrieben wurde und bis ins Mittelalter selbst zahlreich als Guter Hirte dargestellt wird. Das wohl bekannteste Bild der mythologischen Metamorphose, des Phönix aus der Asche, entstammt ebenfalls griechischen Wurzeln.

Nicht nur in den östlichen Kulturen sprechen die Mystiker vom Leben im Grunde als einer Vorbereitungszeit auf den Tod. „Lerne zu sterben, bevor du stirbst", so der Sufismus. Es gilt das Sterben zu lernen, den Tod des begrenzten Ich und der Geburt des größeren Selbst, unser wahres Wesen, ins Leben zu bringen. Wasser in Wein zu verwandeln. Den eigenen Willen einem größeren Willen zu opfern und damit die Ganzheit des Lebens zu erfahren. Handeln durch Nicht-Handeln, oft als Passivität missver-

standen, ein aktives Handeln im Fluss des Tao, den eigenen Willen, die eigenen begrenzten Vorstellungen der Weisheit des Ganzen hinzugeben, aus der Fülle des Lebens zu schöpfen, den natürlichen Fluss des Lebens nicht durch egozentrische Ansprüche zu kontaminieren, die Ordnung nicht zu stören oder gar zu zerstören.

Ein Prozess, der verbunden mit großer Angst und Kontrollverlust, dem physischen Tod ähnelt. Und der Mensch kann nicht vorhersehen und nicht wissen, was nach dem Tod seines Ichs, seiner bisher als wahr empfundenen Identität, geschieht. Sein Verstand kann nur unbefriedigt und hilflos dabei zusehen. Er kann nur nur rätseln und glauben, hoffen und zweifeln, aber nicht wissen. Der psychische Tod ist mindestens so geheimnisvoll wie der physische Tod.

Seit C. G. Jung rückte der Tod und die Auseinandersetzung mit ihm auch in das Zentrum der von ihm begründeten Tiefenpsychologie. Die Erfahrungen und Berichte mit Nahtoderlebnissen von Raymond Moody, die Forschungsergebnisse von Elisabeth Kübler-Ross, die einzigartigen Arbeiten von Stanislav Grof und anderen, machen deutlich, dass die direkte Auseinandersetzung mit dem Tod von tiefen Ängsten, insbesondere auch von starker Todesangst befreien und den Wert und die Lebensqualität des Einzelnen immens steigern können.

Max Frisch: „Das klare Todesbewusstsein von früh an trägt zur Lebensfreude, zur Lebensintensität bei. Nur durch das Todesbewusstsein erfahren wir das Leben als Wunder.“ In der Auseinandersetzung mit dem Tod

kommen drei zentrale Themen in den Blickpunkt: Der Tod als Aufforderung zum Leben. Bei Carlos Castaneda spricht Don Juan davon, dass der Tod unser bester Ratgeber sei. Er sei immer bei uns und als Schatten zu erkennen. Indem er uns daran erinnert, dass wir jederzeit sterben können, erlöst er uns so von unwichtigen Kleinigkeiten. Weiter der Tod als Sterben des Alten, um Neuem Platz zu machen. Und der Tod als letztes Loslassen, auf spiritueller Ebene das Loslassen vom „kleinen" Ich, um sich mit dem „größeren" Selbst zu verbinden. Wie wir gesehen haben, fand Stanislav Grof gemeinsam mit seiner Frau und KollegInnen heraus, dass Teilnehmer tiefgreifender therapeutischer Sitzungen sehr häufig Erfahrungen von Sterben, Tod und Auferstehung oder Wiedergeburt machten. Der Prozess, wie die einzelnen Phänomene, wurden bei den meisten von deutlichen und ähnlichen Bildern begleitet und hingen oft mit geburtsähnlichen Erfahrungen zusammen.

Tatsächlich sind wir alle über eine Todeserfahrung in dieses Leben gekommen. Die Vertreibung aus dem Paradies, die Angst der Vernichtung, das sich Wiederfinden in einer völlig neuen Ordnung, jeder hat diesen Sterbeprozess bei seiner Geburt erlebt. Neues ist nur möglich, wenn Altes dafür Platz macht und stirbt. Gäbe es keinen Tod, hätte die Evolution selbst nach Darwin nicht stattfinden können. In unserem Dualismus kann das Leben nur sein, wenn auch der Tod ist.

Jede tiefgreifende Veränderung kann nur dann Neues gebären, wenn das Alte stirbt, wenn wir antiquierte Konzepte, Anhaftungen, Gewohnheiten und auch Ängste

aufgeben. Loslassen ist nicht nur verbunden mit Trauer und Ungewissheit. Wirkliches Loslassen, das in uns auch den Raum für das Neue öffnet, ist eine Kunst mit eigenen Regeln. Zunächst, wie in allen Bereichen, bedeutet Widerstand Fortbestand. Alles, wogegen wir uns wehren, bleibt hartnäckig bestehen. Je mehr Kraft wir in den Kampf gegen etwas geben, desto geballter ist die Kraft, die sich uns entgegenstellt. Je stärker die Vehemenz, mit der wir uns gegen den natürlichen Lebensfluss, gegen die natürliche Ordnung und gegen Veränderungen wehren, desto ausgeprägter wird das Chaos, desto größer die Unordnung, die von uns bewältigt werden will.

Erst die Hingabe bewirkt Auflösung, löst Verkrustungen auf und lässt die Energie in natürlicher Ordnung fliessen. Hingabe ist erst dann wirklich vollständig, wenn das Bisherige in allen Facetten zum Abschluss gebracht wird. Der Schritt, der dabei meist übersehen und gerne übergangen wird, ist die Würdigung dessen was war. Der Ausdruck der Dankbarkeit aus ganzem Herzen. Viele meinen, ein Loslassen, eine Trennung ist dann leichter, wenn das Bisherige abgewertet und schlecht gemacht wird. Ein Mechanismus, der beim Ende von Beziehungen gerne praktiziert wird. Ungeachtet dessen, dass dies ein Ausdruck davon ist, dass die Beziehung sich eben noch nicht erfüllt hat, dass noch Energie in ihr hängt, können wir Altes nur dann wirklich loslassen und Raum für das Neue schaffen, wenn wir die Gestalt des Alten vollendet haben, wenn alles, was wir mit ihm verbinden, sich zu einem ganzen Kreis geschlossen hat.

Die Energie dazu ist Dankbarkeit, Frieden, Würdigung

und Liebe. Solange wir diese Qualitäten dem Alten nicht gewähren können, sind wir damit verkettet und nicht frei für das Neue. So prägnant dieses Gesetz bei unseren Beziehungen zu erkennen ist, seine Gültigkeit erstreckt sich über den Sterbeprozess aller Lebensbereiche. Der tiefe Frieden einer geschlossenen, vollendeten Gestalt, zieht meist ohne Notwendigkeit eines aktiven Zutuns das Neue, das, was zum jetzigen Zeitpunkt optimal in den frei gewordenen Raum passt, in unser Leben.

Gleichzeitig entpuppt es sich aber als ein Irrtum, wenn wir meinen, wir könnten unsere Spuren auslöschen, ja müssten sie gar ganz loslassen. Sie gehören zu uns und bleiben, wie insbesondere auch Verstorbene, Teil unseres Lebens. Gerade in der Trauerarbeit bildet sich heute vermehrt die Erkenntnis, dass die traditionellen Konzepte, die, in einer Orientierung an Freud, ein endgültiges Abschließen und Verabschieden von dem Verlorenen propagieren, von den meisten Betroffenen weder als stimmig noch als hilfreich empfunden werden. Eine Zuwendung an die Gegenwart und Zukunft gelingt ihnen wesentlich besser, wenn sie mit den Menschen, die sie durch Tod oder andere Arten des Verlusterlebens vermissen, wenigstens auf imaginativer oder emotionaler Ebene dauerhaft in Verbindung bleiben können.

Als machtvolle Methode zur Befreiung traumatischer Belastungen sowie Trauer und Verlustgefühlen gegenüber Verstorbenen, erweist sich vermehrt die IADC (Induzierte Nachtod-Kommunikation) des amerikanischen klinischen Psychologen Allan L. Botkin. Sie ist eine Weiterentwicklung der wissenschaftlich anerkannten Trauma-

therapiemethode EMDR, die Botkin in seiner über zwanzig jährigen Arbeit u. a. mit Kriegsveteranen entdeckt und entwickelt hat. Sie erspart Betroffenen langwierige Therapien und hilft die traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten, indem sie lebhafte innerliche Begegnungen mit den verstorbenen Menschen erlaubt und in befreiender Weise zu innerem Frieden verhilft.

Jeder kennt die Erfahrung, wie sich die Dinge in unserem Leben glücklich fügen, wenn wir im Flow sind, wenn wir mit dem Fluss des Tao verbunden sind und das aktive Modellieren wollen im Hintergrund bleibt. Dafür Dankbarkeit unser Leben bestimmt und ein Gefühl, dass wir die ganze Welt umarmen könnten. Es lohnt sich, sich immer wieder an diese Momente im eigenen Leben zu erinnern! Dadurch erhalten sie mehr Energie, werden genährt und zeigen sich immer häufiger. Wenn ich die Welt umarme, umarmt die Welt mich! Statt im Bewusstsein des Mangels von ihr zu fordern und zwangsläufig immer wieder dabei enttäuscht zu werden – gib der Welt, was du dir von ihr wünscht und alles kommt mehrfach zu dir zurück. Liebe, Frieden, Ethik, Barmherzigkeit, Wohlstand, Gesundheit, Leben in absoluter Fülle. Alle Qualitäten und Wünsche an unser Leben gedeihen am besten und mit unschlagbarer Trefferquote, wenn wir den ersten Schritt machen und sie ans Leben verschenken.

Teil unserer patriarchalischen Indoktrination ist die unbewusste Programmierung mit negativen Moralordnungen. Das macht klein und eng und Angst vor Bestrafung. In diesem Sinne hat Arthur Schopenhauer selbst Kants Kategorischen Imperativ kritisiert. Tatsächlich lässt

sich dieser verkürzt noch lebensbejahender und kraftvoller ausdrücken: „Gib anderen das, was du dir von ihnen wünscht“. Was für ein Potenzial, was für eine Weite und Fülle an Möglichkeiten liegt in diesem Satz! Auch bezüglich unserem sozialen Umgang. Statt Gegner oder Feind impliziert diese Formulierung Partner und Freund. Selbst die Veränderung zu sein, die wir in unserer Welt sehen wollen. Umarme das Leben, und das Leben umarmt dich! Dann ist auch der Tod nicht länger Feind, sondern selbstverständlicher Teil des Lebens. Kants modifizierter Imperativ entspricht der Grundhaltung der Kabbala, zu empfangen, um zu geben. Dies gelingt nur in einer Verletzlichkeit und Sensibilität für Liebe gegenüber sich selbst und anderen. Ein unerschütterliches Vertrauen in die Existenz bringt die Lebensenergie in Fluss und zieht Erfüllung in unser Leben.

Das Leben in seiner Ganzheit trägt in sich eine natürliche Fülle für uns, die wir durch unsere fragmentierte Sicht nicht sehen und uns zwischenzeitlich auch nur noch schwer vorstellen können. Und doch ist es die Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens, die wir erspähen, wenn wir nach unserer Geburt zum ersten Mal unsere Augen öffnen, in eine völlig neue Welt.

Wer einmal auch nur für einen Moment einen Blick in den Palast gewonnen hat, in seine Großartigkeit, in seine Schönheit und seinen Glanz, den wird der Vorhof nie wieder zufriedenstellen können. Die tiefste Dimension unseres Menschseins ist unsere Sehnsucht und Erfüllung, die wir entdecken, sobald wir uns selbst entdeckt und erkannt haben. Der Ort, an dem sich alle Widersprüche und

Fragen in die Weite des Lebens und des Todes hinein auflösen. Die unendliche Stille und überfliessende Leere uns berührt, verwandelt und nährt. Güte und Gnade werden von einer Worthülse zu einer direkten Erfahrung mit dem Leben und mit dem Tod, zu einer Befreiung aus den beengenden Fesseln des Alten. Nachdem das Feuer der Umwandlung die alten Vorstellungen und Verhaftungen verzehrt und in Asche gelegt hat, erhebt sich der Phönix. Die aufgewirbelten Wolken haben sich gelegt und geben der Klarheit Raum. Wie sich im Reifeprozess einer Frucht, die den warmen Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, eine Wandlung vollzieht, so ist jetzt auch im Wesen des Menschen etwas Neues, Verwandeltes herangereift. Er ist selbst zur Quelle geworden und strahlt seine Essenz auf die ganze Welt aus. Die alten eingefahrenen Konditionierungen sind durchbrochen. Die Begegnung der unvereinbar erscheinenden Gegensätze bewirkt die Verwandlung, den Quantensprung, das neue Sein.

. . . und ich möchte Sie,
so gut ich es kann,
bitten Geduld zu haben
gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen
und zu versuchen,
die Fragen selbst liebzuhaben
wie verschlossene Stuben
und wie Bücher, die in einer fremden
Sprache geschrieben sind.
Forschen Sie jetzt nicht nach den Antworten,
die Ihnen nicht gegeben werden können,
weil Sie sie nicht leben könnten.
Und es handelt sich darum,
alles zu leben.
Leben Sie jetzt die Fragen.
Vielleicht leben Sie dann allmählich,
ohne es zu merken,
eines fernen Tages
in die Antwort hinein.

Rainer Maria Rilke

Bibliografie

Abenstein, Reiner: Griechische Mythologie, Paderborn (Schöningh), 2007
Alt, Franz: Jesus, der erste neue Mann, München (Piper), 1992
Ash, David/Hewitt, Peter: Wissenschaft der Götter, Frankfurt (Zweitausendeins), 1992
Benner, Joseph S.: Das unpersönliche Leben, Baden-Baden (Dem Wahren-Schönen-Guten), 1991
Berendt, Joachim-Ernst: Kraft aus der Stille, München (Knaur), 2003
Bischof, Marco: Biophotonen, das Licht in unseren Zellen, Frankfurt (Zweitausendeins), 1995
Campbell, Joseph: Der Heros in tausend Gestalten, Frankfurt (Insel), 1999
Castaneda, Carlos: Die Lehren des Don Juan, Frankfurt (Fischer), 2000
Fischer, Theo: Wu wei, Lebenskunst des Tao, Güllesheim (Silberschnur), 2002
Fritz, Ragnar: Geschäft mit der Angst, Tübingen, 1993
Gibran, Khalil: Der Prophet, Zürich (Walter), 1998
Grey, Alex: Art Psalms, New York (CoSM Press), 2008
Grof, Stanislav/Halifax, Joan: Die Begegnung mit dem Tod, Stuttgart (Klett-Cotta), 2000
Hellinger, Bert: Die Quelle braucht nicht nach dem Weg zu fragen, Heidelberg (Carl Auer), 2004
Hübner, Sabine: Das torlose Tor, Heidelberg (Kristkeitz), 2002
Illich, Ivan: Die Nemesis der Medizin, München (C. H. Beck), 1995
Jones, Laurie Beth: Jesus CEO, New York (Hyperion), 1995
Kapleau, Philip: Das Zen-Buch vom Leben und Sterben, Frankfurt (O. W. Barth), 2006
Kotrschal, Kurt: Im Egoismus vereint?, München (Piper), 1995
Kübler-Ross, Elisabeth: Erfülltes Leben, würdiges Sterben, Gütersloh (Gütersloher), 2005
Küng, Hans: Spurensuche. Die Weltreligionen auf dem Weg, München (Piper), 2001
Langbein, Walter-Jörg: Lexikon der Biblischen Irrtümer, Berlin (Aufbau), 2007
Laotse: Tao te king, Köln (Anaconda), 2006

Lipton, Bruce H.: The Biology of Belief, Santa Cruz (Elite Books), 2005
Long, Barry: Behind Life and Death, Queensland (Barry Long Books), 2008
Lorenz, Konrad: Das sogenannte Böse, München (dtv), 1983
Massey, Gerald: Ancient Egypt, Boston (Adamant Media Corp.), 2005
Massey, Gerald: The Historical Jesus and the Mythical Christ, Escondido (The Book Tree), 2000
Müller-Ebeling, Claudia/Rätsch, Christian/Storl, Wolf-Dieter: Hexenmedizin, Aarau (AT), 2001
Nietzsche, Friedrich: Der Antichrist, Hamburg (Nikol), 2009
Osho: Die verbotene Wahrheit, Zürich (Osho), 1998
Osho: Ich aber sage euch, Zürich (Osho), 1995
Panati, Charles: Populäres Lexikon religiöser Bräuche und Gegenstände, München (Piper), 2003
Pestalozzi, Hans A.: Auf die Bäume ihr Affen, Bern (Zytglogge), 1989
Rinpoche, Sogyal: Das Tibetische Buch vom Leben und vom Sterben, Bern (O. W. Barth), 1993
Sahn Seung: Buddha steht kopf, Bielefeld (Context), 1990
Stein, Murray: C. G. Jungs Landkarte der Seele, Düsseldorf (Patmos), 2006
Tarnas, Richard: Idee und Leidenschaft, Frankfurt (Zweitausendeins), 1998
Tolstoi, Leo: Der Tod des Iwan Iljitsch, Köln (Anaconda), 2008
Walker, Barbara G.: Das geheime Wissen der Frauen, München (dtv), 1999
Watzlawick, Paul: Wie wirklich ist die Wirklichkeit?, München (Piper), 2000
West, John Anthony: Die Schlange am Firmament, Frankfurt (Zweitausendeins), 2000
Wilber, Ken: Mut und Gnade, Frankfurt (Scherz), 1998
Wittmann, Ulla: Leben wie ein Krieger, Interlaken (Ansata), 1991
Ziegler, Gerd: Tarot, Spiegel der Seele, Neuhausen (Urania), 1990

Zum Autor

Daniel Krämer, geboren 1960 in Stuttgart, kommt ursprünglich aus dem Marketing und hat die Realisation weltweiter Werbeprojekte verantwortet. Er ist zertifizierter Systemischer Coach und hat vielfältigste Ausbildungen in Kommunikation- und Konfliktlösung, Stresscoping, Körpertherapien und Transformationsprozessen.
Seit 2007 ist er ehrenamtlich im Hospizdienst und zertifizierter Hospiz- und Trauerbegleiter.
Er arbeitet als Coach und begleitet Menschen in Übergangsphasen und Zeiten tiefgreifenden Wandels.

Unser Fokus ist heute darauf gerichtet, dem Tod zu entkommen, statt die Blüte des Lebens zu entfalten. Der gewohnheitsmässige Kampf gegen den physischen Tod verdrängt die Bedeutung des psychischen Todes, des 'Stirb-und-Werde', für die Entwicklung unseres Menschseins. Der Tod wird nur noch als Feind gesehen, statt als natürlicher Bestandteil des gesamten Lebenszyklus, um Überholtes aufzulösen und Neues entstehen zu lassen. Wir sind beherrscht von Rettungsaktionen für das Alte, statt auf fruchtbarer Entwicklung. Das Leben verliert damit zwangsläufig seine Kraft und Lebendigkeit, die natürliche Entwicklung stagniert.

Daniel Krämer